

Erinnerungen an Joan Robinson (1903–1983)

Von den mikroökonomischen Lehrmeinungen zu den kapitaltheoretischen Debatten

Von *Bertram Schefold*, Frankfurt am Main

I. Zu ihren Füßen: Erinnerungen und Berichte

Joan Robinson war die berühmteste Ökonomin in der Generation, die meiner voranging. Denkt man an ökonomische Theorie im modernen Sinn, kam ihr auch in der Zeit davor niemand gleich. Gelegentlich wird neben ihr Rosa Luxemburg genannt, die ihren weltgeschichtlich größeren Namen allerdings mehr ihrer politischen Rolle als ihren Verdiensten im engeren ökonomischen Bereich verdankt. In den Jahren, in denen Joan Robinson ihr Studium begann, wurde nach dem ersten Weltkrieg in einer Reihe von Ländern das Wahlrecht für Frauen eingeführt (1918 Deutschland, Österreich und Polen, 1919 Niederlande, 1921 Schweden, 1928 Großbritannien), aber die Institutionen öffneten sich nur schrittweise, und gerade die Universität Cambridge, mit der Joan Robinson während ihres ganzen Erwachsenenlebens verbunden war, erwies sich als besonders zögerlich, was unter anderem mit dem College-System und seinen bis heute beliebten Traditionen zusammenhing. In England war die Rollenverteilung der Geschlechter von viktorianischer Sittlichkeit geprägt. Bloomsbury repräsentierte eine künstlerische und intellektuelle Avantgarde, welche mit den Möglichkeiten der Emanzipation experimentierte und die damit verbundenen Konflikte durchlitt. Daran gemessen verließ Joan Robinsons Karriere anfangs konventionell; an Bloomsbury war sie nicht beteiligt. Sich für Emanzipation einzusetzen, schien ihr im Allgemeinen richtig, in ihrem eigenen Fall, als ich sie kannte, aber nicht dringend, weil sie für sich erreicht hatte, was sie wollte, und so pflegte sie zu sagen, wenn man danach fragte: „Well, men are not so bad.“

Damit sind wir schon beim Problem der Erinnerungen angekommen. Wann sind sie genau? Wann vermischen sie sich mit denen anderer? Die Cambridger ökonomische Fakultät war zu Joan Robinsons Zeit weltbekannt, sicher mehr als heute, sie war berühmt für ihre Kontroversen und eine bewegte Geschichte, von der unzählige Anekdoten berichteten mit der üblichen Tendenz, im Lauf der Jahre verschönert, vereinfacht, vielleicht verfälscht zu werden. Nur dem

Klatsch zu folgen, würde Joan Robinson nicht gerecht. Ich will im Folgenden versuchen, gleichsam naiv mit den eigenen Erinnerungen zu beginnen. Dann will ich berichten, was andere dazu in Büchern erarbeitet haben. Es stehen neben den Erinnerungen meiner Zeitgenossen vor allem die zahlreichen Briefwechsel der ihrigen zur Verfügung, die im Fall von Cambridge sehr reichhaltig sind, weil es üblich war, sich nicht nur schriftlich zu verabreden und von Erlebtem zu berichten, sondern auch, zu Diskussionen immer wieder schriftlich Stellung zu beziehen, als Vorbereitung möglicher Veröffentlichungen und zur kritischen Fortsetzung der Auseinandersetzung über schon publiziertes Material. Schließlich werde ich in einer freilich subjektiven Auswahl von meinen Kämpfen mit ihrem Werk berichten, das mich von meinen Studienjahren bis heute stark beeinflusst hat. Vieles habe ich übernommen, mit anderen ihrer Positionen hadere ich immer noch. Es liegt aber nicht etwa nur an mir, wenn Joan Robinsons Verhältnis zu Piero Sraffa (1898–1983) im Folgenden eine besondere Rolle spielt. Vielmehr ist ihr Denken in allen wesentlichen Phasen ihrer akademischen Entwicklung von Sraffa beeinflusst worden, wie sie das selbst eingestand und auch andere beobachtet haben. Sie nahm seine Anregungen auf und suchte sie dann doch wieder abzuschütteln.

Mein Weg nach Cambridge war ungewöhnlich. Aufgrund meines mit dem Diplom abgeschlossenen Mathematik-Studiums schickte mich mein Lehrer Gottfried Bombach (1919–2010) in Basel schon nach weniger als zwei Semestern des Ökonomie-Studiums nach Cambridge, im Status eines Academic Visitors und mit einem großzügigen Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds, mit dem ich das Jahr 1969 in Cambridge verbrachte. Während des Jahres 1970 lebte ich mit einem Stipendium des King's College. Dann kehrte ich nach Basel zurück und schloss innerhalb eines halben Jahres mit der Promotion ab. Die Zeit war zu kurz, um auf ordentlichem Weg Ökonomie zu lernen. Es blieben Lücken, die sich später leider nur langsam – und nie je alle – füllen sollten. Dafür ermöglichte es mir mein besonderer Status, rasch in die in Cambridge herrschenden Diskussionen über Keynesianismus, Wachstum und Verteilung und insbesondere Kapitaltheorie eingeführt zu werden. Es wurde mir nämlich gestattet, den Common Room zu benutzen, wo die Dozenten der Fakultät und die Forscher des Department for Applied Economics jeweils um 11 Uhr vormittags und um 16 Uhr nachmittags zu einer Tasse Tee zusammenkamen; man konnte sich an den Tischen überall dazusetzen und seine Fragen stellen. James Meade (1907–1997) hatte mich dort eingeführt. Wie ich dadurch Sraffa kennenlernte, habe ich bei anderer Gelegenheit erzählt (*Schefold 1996*). Nicholas Kaldor (1908–1986) kam seltener. Ihn bewunderte ich wegen seiner originellen Verbindung von Theorie und angewandter Ökonomie besonders. Joan Robinson erschien oft. Sie nahm meine meist auf Karl Marx (1818–1883) bezogenen Fragen mit einer gewissen pädagogischen Fürsorglichkeit und Strenge auf, ließ sich im Lauf der Zeit gern auch vom deut-

schen Umfeld um Marx etwas berichten, aber ging nie lange auf meine Einlassungen zur Kritischen Theorie ein, sondern führte stracks zurück zu dem, was sie als den Kern der Marx'schen Theorie betrachtete. Nach einem Satz Sraffas, den sie selbst in der zweiten Ausgabe ihrer *Essays on Marxian Economics* zitierte, behandelte sie Marx sozusagen als einen wenig bekannten Vorläufer von Michael Kalecki (1899–1970). Von der Wertformenlehre insbesondere wollte sie nichts wissen. Ich hatte eine Lesegruppe zum Studium des *Kapital* gegründet, der wechselnd Krishna Bharadwaj (1935–1992), Jorge Fodor, Arturo O'Connell, Bob Rowthorn angehörten; sogar Pierangelo Garegnani (1930–2011) setzte sich einmal dazu.

Ich versuchte dort, angeregt durch Gespräche mit Carlo Jaeger in der Schweiz, das Wenige, das ich von der Frankfurter Schule aufgeschnappt hatte, zu vermitteln. Seit der Publikation des von den Engels'schen Zusätzen befreiten dritten Bands des *Kapital* (Marx 1992) können wir sehen, dass die Wertformenlehre in der Marx'schen Analyse von Tausch und Geld nur vorbereitet wurde und dass sie in der Identifikation des Profits als umverteiltem Mehrwert und dem Zins als daraus abgeleiteten Strom des Mehrwerts gipfeln sollte. Marx wollte zeigen, wie die Vorstellung von der Produktivität des Kapitals entstehen konnte, obwohl doch Wert und Mehrwert von der Arbeit geboren wurden. In die Entlarvung des falschen Scheins sollte die Kritik münden. Aber Engels hatte diese Ausführungen so in Marx'sche Notizen zu parlamentarischen Debatten über Wirtschaftskrisen des 19. Jahrhunderts eingewickelt, dass der Kern des Ganzen verborgen blieb (*Schefold* 1998). In den Diskussionen mit Joan schob sich, wenn von Geld und Kredit die Rede war, stets die keynesianische Zinstheorie, ganz bezogen auf die kurze Periode, und die Be preisung der Liquidität in den Vordergrund. Ich hatte selbst zu wenig verstanden, um die Marx'sche These erklären zu können. Auch blieben die Schriften der Frankfurter Schule zur Marx'schen Wertformenlehre auf die ersten Kapitel des ersten Bandes beschränkt. Der Warenfetischismus, nicht der Kapitalfetisch, wurden als das Ziel der Entwicklung angesehen. Aber Joan Robinson war mit ihrer Verengung des Blicks auf Marx nicht allein; keiner der englischen Autoren schien an diesen Fragen interessiert zu sein. Erst Jahre später ließ sich Maurice Dobb (1900–1976) davon erzählen und gestand mir seine Beschämung, diese Zuspitzung der Marx'schen Theorie nie erkannt zu haben. Sraffa, den ich natürlich auch nach seiner Deutung von Marx befragte, hörte zu und schloss die Diskussion mit einem „One would have to think about it“ ab. Damit hatte er ja Recht.

Ich besuchte Vorlesungen. Ich hörte neugierig angelsächsische Philosophie, während einigen Stunden bei Elizabeth Anscombe (1919–2001), deren Vortrag mir dunkel blieb, ich hörte eine Geschichtsvorlesung über England im 17. Jahrhundert, die auch vom Prince of Wales besucht wurde, ich hörte Joseph Needham (1900–1995) über chinesische Technologie, aber konsequent

verfolgte ich doch nur die Vorlesungen Kaldors über Wachstum und Umverteilung, denn nur bei ihm konnte man so mitschreiben, dass das Heft zum Lehrbuch wurde. Richard Kahns (1905–1989) Vorlesungen blieben unverständlich. Frank Hahns (1925–2013) Seminar zur Allgemeinen Gleichgewichtstheorie gab mathematische Anregungen, und ich machte eifrig mit. In all dem war Joan Robinsons Class der Ort, wo man im Sinne der ökonomischen Theorie zu denken lernte. Sie verglich die Ökonomie mit einem Mobile wie die Kunstwerke Calders: tippt man an eines der beweglichen Glieder, so schwanken sie alle, aber die einen mehr, die anderen weniger, und man kann den Weg der Schwingungsübertragung beobachten. Oder sie sagte, es sei wie beim Fahrradfahren: man müsse es probieren und üben. Hier konnte ich nun meine Fragen über die Bedeutung des Sraffa'schen Systems loswerden, als ich darüber zu arbeiten begann. Die Verfeinerungen, wie man das fixe Kapital zu behandeln hätte oder die verschiedenen Formen der Rente, interessierten sie dann nicht mehr. Besonders erinnere ich mich, wie ich sie nach der Wahl der Technik fragte, wie viele Lohnkurven denn auf der Enveloppe zu finden seien, und da kam dann jene überraschende Antwort, es sei wahrscheinlich eine Technik für den gesamten Bereich der Verteilung die Beste – eine Hypothese, die für meine jüngere Forschung eine wesentliche Rolle gespielt hat (*Kersting/Schefold 2021*).

Joan Robinson, die die Arbeitswertlehre nicht ohne Grund als redundant ablehnte, weigerte sich, wie schon geschildert, sich in eine Erörterung der Marx'schen Dialektik hineinziehen zu lassen und verwies mich auf das, was meine Karriere fördern konnte, nämlich die Sraffa'sche Preistheorie mathematisch zu unterlegen. Dazu sollte ich gefälligst ein allgemein verständliches Büchlein über die notwendige Mathematik verfassen, das alle lesen könnten. Das war nun nicht meine Priorität. Ich wollte Sraffas Probleme der Kuppelproduktion knacken und dabei ordentliche mathematische Beweise verwenden, die ich in den Schriften Anderer vermisste. Als Joan Robinson fragte, wo denn nun meine mathematische Einführung bliebe, stammelte ich etwas von meinen Zeitproblemen, worauf sie lachte, und mir vorwarf: „In five years I produced two children and three books“. Erst heute weiß ich, worauf genau sie damit anspielte: die Jahre von 1933–38, in denen sie die *Theory of Imperfect Competition* und zwei Bücher über die keynesianische Revolutionierung der Beschäftigungstheorie geschrieben hatte, die sehr halfen die Keynes'sche Botschaft zu verbreiten. Aber sie sagte nicht, dass jene Überanstrengung zu einem Zusammenbruch geführt hatte: sie musste ein halbes Jahr in der Psychiatrie verbringen – ich komme später auf die Episode zurück. In ihrem herausfordernden, manchmal von Heiterkeit zu Angriffslust übergehenden Auftreten lag der Stolz, äußere Anforderungen und innere Spannungen bewältigt zu haben. Stolz war sie zweifellos auch, sich in der Welt der Männer behaupten zu können. Auch mir erzählte sie einmal die bekannte Anekdote, wie der

etwas misogyne Pigou sie grade als Tutorin angenommen hatte und die Kandidaturen anderer durchsah. „Ich kann doch keine Frau nehmen!“ rief er, als er bemerkte, dass weibliche Anwärterinnen dabei waren, offenbar ohne sich bewusst zu sein, dass er mit Joan Robinson gerade eine Frau eingestellt hatte. Er musste, so wollte Joan schließen, sie offenbar als Mann empfinden.

Sie äußerte sich gerne kurz und apodiktisch. Als ich, fünf Jahre nach meinem Anfang bei Bombach, nach Frankfurt berufen wurde, handelte es sich darum, den linken Studenten einen in Marx versierten Professor vorzusetzen, der die ideologischen Debatten nach '68 in wissenschaftliche Bahnen lenken sollte. Die Professoren hatten, vielleicht besser als ich selbst, die konservativen Seiten meiner Person gesehen. Die Studenten wollten mich aber auch, weil ich mich doch immerhin für die in Frankfurt umstrittene Wertformenlehre interessierte. Ein Gutachten Joan Robinsons sollte die Kandidatur des noch nicht Dreissigjährigen rechtfertigen. Später, als Dekan, stöberte ich es auf. Es bestand, nach einer Floskel zum Prozedere, aus dem Satz: „He is just the sort of person you are looking for“. Sollten Gutachten bei Berufungen nicht mehrere Seiten umfassen? Es gelang der Fakultät dennoch, mich damit und mit einem weiteren Gutachten üblicher Länge höheren Ortes durchzubringen.

Kurze Zeit, nachdem ich meine Stelle in Frankfurt angetreten hatte, ließ sich Joan Robinson für einen Besuch in Frankfurt gewinnen. Dass die Studenten in Scharen herzu strömen würden, war klar. Mich überraschte das Interesse der Kollegen. Ich war freundlich empfangen worden. Man schätzte meine Korrektheit in formalen Dingen, aber man erwartete auch, dass ich ein Verständnis für die deutsche Auffassung von Wirtschaftswissenschaften, von VWL und BWL, entwickeln sollte, während ich doch vom Vorrang der Cambridge-Economics glühend überzeugt war. Das Konzept der Sozialen Marktwirtschaft bereitete mir große Schwierigkeiten. Besser verstand ich den Nutzen der auf bestimmte Wirtschaftssektoren spezialisierten Lehrstühle in, wie ich dann lernte, alter kameralistischer Tradition. Es gab Lehrstühle für Verkehrswissenschaft, Sozialpolitik, Agrarpolitik, und noch verzweigter war die BWL. Überraschend kamen nun Kollegen einzeln zu mir, um mir für die Initiative zu danken; Joan Robinsons Schriften hätten ihre Vorstellungen von Volkswirtschaftslehre geprägt. Als sie dann für einige Tage bei uns war, in prächtige indische Gewänder gehüllt, als sie sich gerne ins Städel – das Frankfurter Kunstmuseum – begleiten ließ und dankbar war für vegetarische Speisen, schien die Atmosphäre ganz familiär, doch ihr Auftritt polarisierte. Der berühmt-berüchtigte Hörsaal VI, das damalige Äquivalent des Audimax, war voll. Ich leitete ein und der Vortrag sollte beginnen, als eine Gruppe von Studenten auftrat und eine Unterbrechung verlangte. Man solle hinaus und an einer Demonstration zur Unterstützung der Baader-Meinhof-Gruppe teilnehmen. Ich erwiederte natürlich, sinngemäß, Demonstrationen gebe es in Frank-

furt des Öfteren, aber Joan Robinson sei nur einmal hier. Joan Robinson plädierte für eine Abstimmung, diese ergab ein großes Mehr für ihren Vortrag, das Grüppchen verschwand, und nur wenige schlossen sich an. Joan Robinson hielt ihren Vortrag „History vs. Equilibrium“ (Robinson 1979, S. 48–58), der in verschiedenen Versionen berühmt werden sollte und in dem sie deutlicher als je den neoklassischen Gleichgewichtsbegriff in einer Weise angriff, die auch ihre eigene frühere Verwendung des Gleichgewichtsbegriffs in post-keynesianischen Zusammenhängen in Frage stellte. Doch darüber später. An der nächsten Hochschullehrersitzung wurde ich von den beiden ältesten Kollegen, dem Betriebswirt Waldemar Wittmann und dem Volkswirt Helmut Meinhold, scharf zur Rede gestellt. Ich hätte keine Abstimmung durchführen dürfen, denn der Vortrag sei vereinbart gewesen. Als ich später Joan Robinson davon erzählte, fand sie das antidebakalisch und war empört.

Nachdem Joan Robinson mich in Frankfurt besucht hatte, kam es zu ungefähr jährlichen Begegnungen in Cambridge bis zu ihrem Tod. Die Anlässe waren ganz unterschiedlich: der Political Economy Round Table, den John Eatwell in Zusammenarbeit mit Garegnani um sich versammelte in den 70er Jahren, eine gelegentliche Promotion oder eine spezielle Tagung. Nach meiner eigenen Promotion war ich noch einmal ein Jahr in Cambridge als Supervisor am Trinity College tätig gewesen, mit einem schweizerischen Post-Doc-Stipendium, und sah dort Sraffa oft. Joan Robinson war damals mit John Eatwell beschäftigt, gemeinsam ein Lehrbuch *An Introduction to Modern Economics* (Robinson/Eatwell 1973) zu schreiben. Mit charakteristischer Prägnanz wurde eine Synthese von klassischer Wertlehre und Keynesianismus hergestellt. Der Erfolg des Werks blieb hinter den Erwartungen zurück. Rezessenten schoben dies auf die zu große Dichte des Texts, den Mangel an Übungsaufgaben und anderen Hilfen, die Lehrbücher gewöhnlich gewähren. Das Buch stand in einer starken inneren Spannung, weil Joan Robinson dem Gleichgewichtsbegriff auch in seinen klassischen und post-keynesianischen Anwendungen immer kritischer gegenüberstand, sodass dem Buch die gerade in Lehrbüchern erwünschte Bestimmtheit der Ergebnisse oft mangelte. Die kurze Periode wurde bevorzugt behandelt, aber aus der Verkettung der kurzen Perioden ergab sich kein klares Bild des Wachstumsprozesses, und die Ergebnisse blieben je nach willkürlichen Voraussetzungen offen. Es war eine gleichsam skeptische Darstellung der Wirtschaft, in der Auf- und Abschwünge in überraschender Abfolge stattfinden konnten. Und doch war es eine in vielen Einzelheiten meisterliche Skizze. Sie begann mit theoriegeschichtlichen Einblicken, behandelte in den Teilen über das Geld und die Investitionsfinanzierung komplexe Zusammenhänge mit großer Klarheit und verschaffte Einblicke auch in die Allokations- und Verteilungsprobleme der sozialistischen Staaten, die den Westen damals noch auch auf wirtschaftlichem Gebiet herausforderten. Ich bekam gelegentlich einige Sei-

ten des Entwurfs zu lesen. Einen wesentlichen Beitrag konnte ich nicht leisten.

In der Mitte der 70er Jahre stieß mir auf, dass ältere Kollegen in Deutschland zuweilen John Maynard Keynes (1883–1946) dafür kritisierten, sich mit der *Allgemeinen Theorie* zu sehr an den Nationalsozialismus angenähert zu haben. Sie schienen nicht nur die empfohlene vermehrte staatliche Lenkung der Investitionen zu meinen, sondern etwas politisch Spezifisches. Ich erhielt den Hinweis auf das deutsche Vorwort zur Übersetzung der *Allgemeinen Theorie*, wo tatsächlich davon die Rede war, dass die *Allgemeine Theorie* auch eine Allgemeine genannt zu werden verdiene, weil sie sich auf die Verhältnisse in einem ‚totalen Staat‘ anwenden lasse. Das schien deutlich genug. Als nun die *Collected Works* von Keynes zu erscheinen begannen, wurde auch die *Allgemeine Theorie* wieder gedruckt, mit den Vorworten für die Übersetzungen in fremde Sprachen, und darunter dem Vorwort, das Keynes besonders für die deutsche Ausgabe im schwierigen Jahr 1936 verfasst hatte. Aber die bewusste Passage fehlte (Keynes 1973).

Ich reiste also nach Cambridge und fragte John Eatwell, wie an den verantwortlichen Herausgeber der *Collected Works*, E. A. G. Robinson, den Gatten von Joan Robinson, heranzukommen sei.. Eatwell antwortete sofort: „You go and see Joan and tell her: ‚I have to talk to E. A. G.!‘“. Also rief ich sie an, und ohne lange Erklärungen abzuwarten, warum ich grade wieder in Cambridge sei, sagte sie wie sonst: „Come and have tea.“ Ich ging zu ihrem Haus, einem Doppelhaus mit Eingang in der Mitte – links wohnte er – und wandte mich nach rechts und erhielt meine Tasse Tee, und wir unterhielten uns über Neuigkeiten aus der Fakultät. Dann versuchte ich es: „I have to talk to E. A. G!“, und sie: „Ha! Call me tonight.“ So geschah es, ich wurde beschieden, am nächsten Tag im Common Room zu sein, wo E. A. G. erscheinen werde. Ich setzte ihm mein Problem auseinander. Er erkannte die Peinlichkeit sofort. In England war nicht bekannt, und anscheinend auch ihm nicht, was in Deutschland alle Ökonomen der älteren Generation wussten: dass im deutschen Vorwort jene Passage stand. Wie er mir sogleich erläuterte, hatte man einen Durchschlag des Keynes’schen Entwurfs zum Vorwort in seinen Papieren gefunden und diesen abgedruckt, ohne je zu kontrollieren, ob der Entwurf dem gedruckten Text auch entspräche. Mit Hilfe des deutschen Verlages konnte dann erklärt werden, wie die Diskrepanz zwischen den beiden Fassungen entstanden war, doch das habe ich an anderer Stelle beschrieben (Schefold 1980).

Bedeutsamer wurde, jedenfalls in meiner eigenen Sicht, meine Kritik an Richard Kahns (*Kahn* 1983) Rezension eines Buchs (*Malinvaud* 1977) von Edmond Malinvaud (1923–2015) aus dem Jahr 1977, das für eine damals einflussreiche Strömung der die passenden mikroökonomischen Fundierungen suchenden Makroökonomie repräsentativ war. Im ökonomischen Mainstream

war die allgemeine Gleichgewichtstheorie das vorherrschende Paradigma. Wie sie mit keynesianischen Einsichten zu verbinden wäre, war seit einem Jahrzehnt ein beherrschendes Thema. Robert Clower (1926–2011) hatte darauf aufmerksam gemacht, dass die Nachfrage aus den Faktoreinkommen gemäß der walrasianischen Theorie abgeleitet wurde, indem jedem Vektor von Faktor- und Güterpreisen eine Nachfrage von Seiten jedes Agenten zugeordnet wurde. Auch das Angebot konnte damit erfasst werden, indem man es als den Bestand bei jedem Faktorbesitzer, abzüglich dessen Eigennachfrage, definierte. Das Aggregat der Nachfrage war die Gesamtnachfrage, die damit davon bestimmt war, dass im Gleichgewicht alle Agenten die bei den Gleichgewichtspreisen nutzenmaximale Nachfrage entfalteten und damit Vollbeschäftigung erzeugten. Aber Clower wies darauf hin, dass Unbeschäftigte nur gemäß den ihnen zukommenden Geldeinkommen Nachfrage effektiv entfalten konnten. Die nach der walrasianischen Konstruktion der Vollbeschäftigung entsprechende Nachfrage wurde nun „spekulativ“ („notional demand“ genannt). Im Gegensatz dazu nannte man die nur aus den verfügbaren Mitteln entfaltete Nachfrage „effektiv“; sie konnte man auch bei Keynes im dritten Kapitel der *Allgemeinen Theorie* entdecken (Eatwell 1983). Das hing mit dem marshallianischem Ausgangspunkt in der Analyse der Märkte bei Keynes zusammen. Von dem gegebenen Stand der Mengen, also auch der Beschäftigung, wurde auf die Preise geschlossen und nicht von den Gleichgewichtspreisen auf die Mengen. So konnte auch die beim erreichten Beschäftigungsstand aus den gegebenen Löhnen entfaltete Nachfrage als effektive Nachfrage in die Theorie eingefügt werden. Höhere, an die Beschäftigten ausgezahlte Löhne und höhere Arbeitslosenentschädigungen wirkten dann positiv auf die effektive Nachfrage und die Beschäftigungsentwicklung, solange monetäre Faktoren dem nicht entgegenstanden. Diese Wirkungsketten in der Komplexität der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie herauszuarbeiten war formal, auch rein mathematisch schwierig. Besonders französische Ökonomen wie Jean-Pascal Bénassy (1948–2022) arbeiteten darüber, und Malinvauds Buch bestand in einer interessante Einzelheiten hinzufügenden Synthese, die wiederum Kahn von einem postkeynesianischen Standpunkt rezensierte und kritisierte. Er aggregierte das System mit Hilfe der postkeynesianischen Verteilungstheorie und reduzierte so die Vielzahl der Variablen auf ganz wenige, wobei er sich freilich bei der Verwendung der Lohnrate als Preiseinheit in irreführende Messprobleme verstrickte (Kahn 1983). Ich schlug mit Veränderung einer Definition und mit der Unterscheidung verschiedener Fälle, je nachdem ob steigende, fallende oder konstante Erträge vorlagen, ein modifiziertes Modell vor, und reiste nach Cambridge, um es mit Richard Kahn, Joan Robinson und John zu besprechen; die beiden Letzteren hatten an Kahns Rezension mitgewirkt. Nach einigen Diskussionen einigten wir uns über die an Kahns Modell anzubringenden Modifikationen. Den daraus folgenden Aufsatz hat John Eatwell

mit Murray Milgate dann in einem von ihm herausgebrachten, in mehrerer Hinsicht immer noch lesenswerten Sammelband *Keynes' Economics and the Theory of Value and Distribution* publiziert (Eatwell/Milgate 1983).

Nach der Einigung zu Malinvaud ging ich mit Richard Kahn und Joan Robinson im Fellows Garden des King's College spazieren. Ich habe nie aufgehört, mich der architektonischen und landschaftlichen Schönheiten Cambridges zu erfreuen, und jener Spaziergang ist mir in besonderer Erinnerung geblieben, weil sich Kahn in dieser Umgebung unversehens im Gespräch öffnete und von den langen gemeinsamen Lernprozessen der Cambridge-Ökonomen berichtete. Rasch rückte die Erinnerung an Sraffa in den Mittelpunkt. „We were so ignorant. We did not even know what the rate of profit is“, gestand er ein und spielte auf den Anfang eines neuen Denkens in der Werttheorie an, der durch die Veröffentlichung von Sraffas Ricardo-Ausgabe und seine mit Dobb verfasste Einleitung ausgelöst wurde (Ricardo 1951). Dass grade Kahn dies sagte, überraschte mich, hatte er sich doch an der kapitaltheoretischen Kritik kaum beteiligt. Am Abend, beim Dinner in der Halle des Colleges, fragte er mich dann ganz anders: „Do you play the market?“, und als ich verneinte, meinte er vermittelnd, es sei ja auch nicht interessant, sich in Deutschland an der Börse zu betätigen, da es auf dem Kontinent an einem entwickelten Optionen-Handel fehle.

Weniger harmonisch entwickelten sich die Dinge in den letzten Jahren. Sraffa war um 1980 noch körperlich gesund und beweglich, aber sein Gedächtnis hatte gelitten. Es war bekannt, dass er sein Vermögen und seine einzige und kostbare Bibliothek dem Trinity College hinterlassen wollte. Wertvolle Werke waren ihm gestohlen worden, weil er es liebte, junge Leute zu sich einzuladen, und die waren leider nicht alle ehrlich gewesen; jedenfalls war insbesondere das Handexemplar der Erstauflage des *Wealth of Nations* von Adam Smith mit den Randbemerkungen des Autors selbst – ein einzigartiger Besitz – gestohlen worden. Das College hatte daraufhin an Sraffas Bücherschränken Latten befestigt, sodass man die Bücher nicht mehr herausnehmen konnte. Nun war die Rede davon, man wolle Sraffa entmündigen, damit er nicht etwa im letzten Augenblick sein Testament ändere, und es entstand Streit zwischen Sraffas erklärtem literarischen Erben, Piero Garegnani, und dem College. Garegnani rief mich nach Cambridge. Sraffa zu entmündigen sei entwürdigend, man werde glauben, dass einer, der entmündigt werden musste, auch vorher schon nicht bei Verstand gewesen sein konnte, und das werde auf Sraffas ganzes Werk einen Schatten werfen. Obwohl mich das zweite Argument nicht überzeugte, versuchte ich, allerdings sehr vorsichtig, mich im Sinne Garegnanis für Sraffa bei Mitgliedern des Trinity Colleges zu verwenden und wurde von Joan Robinson scharf zurechtgewiesen, der es ganz selbstverständlich schien, sich, wie Robert Neild (1924–2018), auf die Seite des Colleges zu stellen. „Who summoned you?“, fragte sie streng. Ich

verriet Garegnani nicht, aber verhehlte auch nicht, dass ich die Entmündigung unglücklich fände. „Well, if he is not compos ...“, erwiderte sie. Da mag eine Rolle gespielt haben, dass sie selbst, freilich aus anderen Gründen, in psychiatrischer Behandlung gewesen war und fand, dass man mit solchen Lagen rational umgehen müsse.

Ich besuchte Sraffa, als er sich elend im Spital befand. Eine Ärztin berichtete von dem traurigen Schwund, der auf dem Röntgenbild des Hirns zu sehen sei. Antonia Campus, eine frühere Assistentin Garegnanis und Dozentin in Rom, war nun oft da. Sie konnte mit Sraffa in seinem geschwächten Zustand, medizinisch ruhiggestellt, offenbar gut umgehen. „Where are my friends?“, murmelte er, während er so neben dem Bett auf einem Sessel saß. Ich scherzte mit Campus, sie solle Sraffa heiraten, dann werde sie die Kontrolle erlangen und könne bestimmen, was mit dem Besitz werde. Derartiges kam natürlich nicht wirklich in Frage, aber dass die Sorgen des Colleges nicht unbegründet waren, zeigte sich an einem Zwischenfall, den Antonia berichtete. Sie sei bei Sraffa im Spital gewesen, Piero Garegnani sei gekommen, habe mit Sraffa gesprochen und ihn veranlasst, etwas zu unterzeichnen. Zufällig tauchte auch Joan Robinson auf, erkannte die Lage, stürzte sich auf Garegnani und entriss ihm den Zettel. Da ging es aber nicht um Sraffas Besitz im Trinity College und seine Bibliothek, sondern um Sraffas von seinen Eltern ererbte Ferienwohnung in Rapallo. Da habe Joan Robinson bitter gelacht und Garegnani seinen Zettel zurückgegeben. Ich beschloss für mich, dass es für mich unmöglich sei, in sinnvoller Weise Partei zu ergreifen, und zog mich aus dem Konflikt zurück. So verhielt ich mich dann auch, als es nach Piero Sraffas und Joan Robinsons Tod – beide starben im gleichen Jahr, 1983 – um Sraffas hinterlassene Notizen ging, die heute das Sraffa-Archiv bilden. Die umfangreichen Materialien, zuerst geordnet von Krishna Bharadwaj, gehörten materiell dem College, aber Garegnani war der Literary Executor. Das College wollte publizieren, Garegnani hielt die Akten verschlossen, die an Sraffas Nachlass interessierten Ökonomen Europas stritten sich, und ich zog mich zurück.

II. Biographische Skizze

Joan Robinson wurde am 31. Oktober 1903 als drittes Kind in eine Familie von vier Töchtern und einem Sohn geboren. Die Eltern waren der Generalmajor Sir Frederick Maurice und Helen Margaret Marsh. Ihr Urgroßvater väterlicherseits war ein christlicher Sozialist, der väterliche Großvater wie der Vater ein Militär. Die Mutter war die Tochter von Frederick Marsh, einem Chirurgen und Master von Downing-College, Cambridge. Sir Edward Marsh, ein Kunstskenner und Literat, Privatsekretär von Churchill, war ihr Onkel. „Joan Robinson's father was a man of high, if quixotic, principles, traits which he passed on to his daughter“ (Harcourt/Kerr 2009, S. 2). Er galt als ausgezeich-

neter Kommandant, loyal auch zu seinen Untergebenen. Er wurde zur Ursache einer berühmt gewordenen Debatte im Unterhaus, weil er 1918 die Angaben des Verteidigungsministeriums zur Truppenstärke öffentlich kritisiert hatte, als sich nach dem Friedensschluss mit Russland dem deutschen Reich noch einmal eine Siegeschance im Westen zu bieten schien. Maurice musste den Dienst quittieren, obwohl ihm die Historiker heute recht geben. Die Affäre scheint auf die Tochter einen großen Einfluss gehabt zu haben, da sie, wie sie sich später erinnerte, mit 14 Jahren aus ihren Träumen gerissen wurde.

Nach der Schule besuchte sie das Girton College in Cambridge, dass 1869 als erstes College für Frauen auf Universitätsniveau im Vereinigten Königreich gegründet worden war. Sie legte 1922 ihr Examen ab, heiratete 1926 E. A. G. Robinson (1897–1993), Fellow des Corpus Christi College, und folgte ihrem Mann nach Indien. Der hatte eine gutbezahlte Stelle als Tutor des Sohns eines Maharajahs erhalten. Sie habe, eher schüchtern, an den sportlichen und gesellschaftlichen Vergnügungen der kolonialen Elite teilnehmen können. Diese früher kaum bekannte Phase ihres Lebens, in der sie sich, bestimmt durch ihren marshallianischen Hintergrund, mit Unterentwicklung auseinandersetzen musste, ist von *Tahir* (2022) eingehend beschrieben worden. Die jungen Eheleute arbeiteten gemeinsam über ökonomische Probleme, nun über Indien und das Bevölkerungsproblem. Dann kehrten sie nach England zurück. E. A. G. wurde 1929 Lecturer und 1931 Fellow des Sydney Sussex Colleges, während Joan 1934 Assistant Lecturer wurde.

Piero Sraffa war 1927 nach Cambridge gekommen. Joan Robinson hörte seine Vorlesungen. Ihr ökonomisches Wissen war ganz durch die marshallianische Schule von Cambridge geprägt gewesen. Durch Sraffa lernte sie kontinentale Strömungen kennen. Die intellektuelle Biographie Robinsons lässt sich anhand der persönlichen Begegnungen und dem wissenschaftlichen Austausch mit Sraffa und anderen Ökonomen darstellen. Eine wichtige Rolle spielten für sie neben Sraffa Gerald Shove (1887–1947), Maurice Dobb, James Meade und Dennis Robertson (1887–1947). Den Mittelpunkt der Fakultät bildete in jener Zeit Arthur Cecil Pigou (1877–1959), bis Keynes zur dominierenden Persönlichkeit emporwuchs. Die engste persönliche Freundschaft verband Joan Robinson mit Kahn. Er stützte sie und andere durch seine analytischen Fähigkeiten, als die Theorie der unvollkommenen Konkurrenz in den Mittelpunkt ihrer Interessen rückte und sie ihr großes Buch über diesen Gegenstand vorzubereiten begann. Aber, sagte sie, „Piero is my most precious jewel“ (*Harcourt/Kerr* 2009, S. 5).

Die Entdeckungsgeschichte dessen, was heute unter Cambridge Economics verstanden wird, verbindet sich natürlich vor allem mit den Namen Alfred Marshall (1842–1924), Pigou und Keynes, auf die die Sraffa-Schule und die Post-Keynesianer erst folgen, aber diese Verzweigung lässt sich bei Sraffa und

Robinson bis auf die Anfänge zurückverfolgen, als Joan Robinson auf Sraffas Kritik der marshallianischen Ökonomie mit der Überleitung in die Theorie der unvollkommenen Konkurrenz reagierte und sich danach ein Modell der Marx'schen Ökonomie zurechtlegte, das half, den Weg von der keynesianischen Theorie der kurzen Periode zur Wachstumstheorie zu finden. Nachdem sie das Problem der Instabilität der kapitalistischen Entwicklung in der kurzen Periode unter dem Einfluss von Keynes in sich aufgenommen hatte, schien ihr jeder Versuch, Theorien stabiler langfristiger Entwicklungen zu entwerfen, prekär. In voller Kenntnis der Ursprünge und der Ausgestaltung der Keynes'schen Theorie arbeitete dagegen Sraffa auf die Rekonstruktion der klassischen Theorie mit ihren Erklärungen langfristiger Entwicklungspfade hin – so jedenfalls in der Interpretation seines wichtigsten Schülers, Piero Garegnani –, während Luigi Pasinetti (1930–2023) kausale Erklärungen zurückstellte. Er setzte die Pfade gleichschrittigen oder sich gemäß den Engelkurven strukturell verschiebenden Wachstums normativ: Vollbeschäftigung und stetiges Wachstum sollten gesteuert werden. Wir wollen diese Spannungen über die Stufen von Joan Robinsons Werken im dritten Teil dieses Aufsatzes näher verfolgen.

Dabei wird es um die wissenschaftlichen Ergebnisse und ihre Deutung gehen. Es ist legitim, daneben auch zu fragen, wie Joan Robinson die Karriere gelang, der damals Vorurteile und institutionelle Beschränkungen der Rechte von Frauen in Universitäten entgegenstanden. Eine Biographie des Titels *The Provocative Joan Robinson – The Making of a Cambridge Economist* (Aslanbeigui und Oakes 2009) geht dieser verengten Fragestellung mit schockierender Konsequenz nach. Autorin und Autor entschuldigen sich geradezu dafür, dass sie zuweilen in ihrer biographischen und institutionengeschichtlichen Darstellung auf ökonomische Inhalte eintreten müssen, um eine Rivalität in der Fakultät zu erklären und aufzuweisen, weshalb sie in einem Fall friedlich überwunden wurde und im anderen zu einer kränkenden Auseinandersetzung führte. Es ist dem Werk zugutezuhalten, dass es sich streng auf die Quellen, also die reichlich vorhandenen Briefwechsel in den Archiven stützt und das Heranziehen von unsicheren Erinnerungen und klatschhaften Anekdoten vermeidet. Es wird gezeigt, wie Joan Robinson in der von Sraffa ausgelösten Diskussion unter den jungen Cambridger Ökonomen über unvollkommene Konkurrenz die wesentlichen Ideen übernahm, in ein größeres Schema einordnete und die hauptsächlichen Modellaussagen bewies, wobei um die Priorität der Ideen hart gestritten wurde. Joan Robinson habe schon damals Ökonomie als ‚box of tools‘ verstanden; die Grenzerlöskurve wurde zum wichtigsten dieser Werkzeuge. Enthusiastisch habe sie sodann Keynes' Weg vom *Treatise on Money* zur *General Theory* verfolgt. Keynes habe anfänglich gezögert, sie in den engeren Kreis aufzunehmen, weil ihn Robinsons Verbindung mit Kahn beunruhigte; die Liaison gefährdete auch Austin Robinsons Lage.

Im Laufe der Jahre, und insbesondere in der Gruppe des ‚Circus‘ von Sraffa, Meade, Kahn, Austin und Joan Robinson wurde jedoch gerade sie ihm eine kritische Hilfe. Joan Robinsons Begabung, eine Theorie verständlich auf ihre wesentlichen Bestandteile zu reduzieren, ermöglichte es ihr, verbunden mit der Vorbildung durch den Circus, nach dem Erscheinen der *General Theory* rasch zu einer führenden Vertreterin der keynesianischen Revolution zu werden, indem sie das erste Lehrbuch zur Beschäftigungstheorie- und politik schrieb (*Robinson* 1973 [1937]). Eine Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze zu den Problemen im Umkreis der *Allgemeinen Theorie* trat hinzu. Sie erhielt ein University-Lectureship. Zwar waren die Umstände, wie Kahn bezeugt, wenig würdig, denn der internationale Erfolg ihrer Bücher und die Verdienste, die sie als Assistant Lecturer erworben hatte, wurden nach seinen Erinnerungen vom zuständigen Komitee übergangen (*Aslanbeigui* und *Oakes* 2009, S. 232), aber sie konnte die Neider in der Fakultät vergessen; sie verfügte nun neben dem Ruf auch über eine ihrem Ansehen entsprechende Stellung. Schon 1932 hatte sie einmal ihrem Mann nach Afrika geschrieben: „The thing is that all these years I have suffered from the inferiority complex of an intelligent woman and the emotional conflicts of a hermaphrodite. But now I have (almost finished writing) written one damn good book.“ (nach *Aslanbeigui* und *Oakes* 2009, S. 245 f.).

Wenige Monate später ging der Triumph über in Depression. Am Ende der fünf Jahre, in denen sie, wie ja auch ich es von ihr hörte, zwei Kinder geboren und drei Bücher geschrieben hatte, geriet sie in eine schwere Krise, die einen halbjährigen Spitalaufenthalt notwendig machte. Die Biographen sind nicht einig, was vor allem sie dahin brachte. Da war die Freundschaft mit Kahn, der ihr bei mathematischen Anleitungen half und mit dem sie, besonders während dessen Abwesenheit in den Vereinigten Staaten, eifrig korrespondierte. Verletzungen der Etikette waren in den Colleges gefährlich. Erst kürzlich war ein Fellow eines Colleges wegen nach einer nach heutigen Maßstäben als Privatsache zu betrachtenden Affäre aus dem Dienst entlassen worden. Während der Schein der guten Ehe aufrechterhalten wurde und sich beiderseits zügelten, blieben sie doch bestrebt, sich bei jeder guten Gelegenheit zu treffen – man möchte sagen, zu einem Stelldichein, doch war in ihren Briefen regelmäßig von ihren ökonomischen Problemstellungen die Rede. In dieser angespannten Lage, durch die Familie, den Freund und die Arbeit überanstrengt, trieb nun auch noch die äußere Politik auf das Abkommen von München zu, das Joan Robinson mit ihrem leidenschaftlichen Pazifismus und starken Rechtsgefühl in große innere Not und in streitbare Auseinandersetzungen mit den ihr Nahstehenden brachte. Sie erlitt einen Zusammenbruch, verbunden mit einer Woche dauernden Schlaflosigkeit. Sie wurde in eine psychiatrische Klinik eingewiesen, wo man immerhin schon modern, das heißt mit einer von Freud inspirierten Therapie, die Heilung suchte. Austin Robinson und Kahn machten

sich begrenzt Geständnisse, sprachen je für sich mit Joan Robinsons Psychiaterin, und am Ende fanden alle, unter sich befreiter, nach außen die Ehe zum Schein weiter während, in die Form des akademischen Lebens zurück.

Joan Robinson hatte eine internationale Reputation erworben. Die Einkünfte waren ganz überwiegend die des Mannes gewesen, sodass sie eine große Befriedigung verspürte, als sie eigene Einkünfte hinzufügen konnte, insbesondere, nachdem sie zum Lecturer ernannt worden war. Aber der noch größere Schritt erfolgte 1932, als sie sich bewusst wurde, mit der Theorie der unvollkommenen Konkurrenz ein Buch von wirklicher Bedeutung geschrieben zu haben, das als Synthese des Wissens der Marshallianer um Pigou gelten konnte. Sie wurde zu einer unvergesslichen Lehrerin, wie sie ein obstinater Konservativer, *Waterman* (2003), schildert.

Weitere biographische Einzelheiten, insbesondere wie sie den Krieg überstand, übergehe ich hier. Sie blieb eine begeisterte Reisende, genoss in Museen italienische Malerei und wandernd englische Landschaften. Sie besuchte Indien, des Öfteren auch China, und war 1961 zu einem wegen ihrer Diskussionen mit Paul Samuelson für die ökonomische Denkgeschichte wichtigen Besuch am MIT in den Vereinigten Staaten. In Theorie und Politik radikalierte sie ihre Positionen: Theoretisch, indem sie ihre Kritik des Gleichgewichtsbegriffs soweit auf die Spitze trieb, dass sie den Wert ihrer Erkenntnisse zur unvollkommenen Konkurrenz in der früher von ihr selbst vertretenen neoklassischen Theorie in Frage stellte und indem sie nun auch die Gleichgewichte in der Wachstumstheorie und in der langfristigen Analyse der Klassik zunehmend nur gelten ließ, wenn der Zustand immer schon erwartet worden war und an seiner Fortsetzbarkeit in die Zukunft kein Zweifel bestand. Das nannte sie ein ‚Goldenes Zeitalter‘; mit der mythologischen Bezeichnung wollte sie die Zerbrechlichkeit des Zustandes stetigen Wachstums betonen. Wirtschaftspolitisch vertrat sie keynesianische Positionen, beispielsweise in der Kritik am System von Bretton Woods. Aufsehen erregte ihre politische Wendung zu den Ideen der maoistischen Kulturrevolution, die ihr durch den moralischen Rigorismus imponierten. Sie lebte nicht lang genug, um zu sehen, wie diese auf den Kopf gestellt werden würden. Die Kulturrevolution sollte die Hierarchien stürzen, in den Schulen und Universitäten und vor allem in den Fabriken. Die späteren Reformen beruhten auf der Idee, Industrie und Landwirtschaft zunächst nach Plan weiter arbeiten zu lassen, aber die vorgegebenen Lieferungen allmählich zu beschränken und zunehmend eine Produktion für den Markt zu gestatten, dessen Nachfrage wiederum von den neuen Einkommen abhing. Wie wir heute wissen, wurde dadurch in einem staatskapitalistischen System ein Jahrzehnte währendes Wirtschaftswunder erzeugt, durch das fast alle reicher wurden – am reichsten allerdings grade jene Kader und ihre Erben, gegen deren Ansprüche die Kulturrevolution gerichtet war, denn sie – oder zumindest die Geschickteren unter diesen Ka-

dern, – wurden ermächtigt, die Chancen des Marktes wahrzunehmen und die nun erlaubten Gewinne der Unternehmen auf eigene Konten zu lenken (Weber 2021). Ich wüsste gerne, wie Joan Robinson das Ergebnis heute beurteilen würde: mäßige Bereicherung vieler Millionen durch Massenproduktion, gewaltige Bereicherung weniger Millionen durch das, was bei Marx die Ausbeutung heißt.

III. Feststehende Sätze, neue Vermutungen, strittige Fragen

1. Die große Synthese: Unvollkommene Konkurrenz

Joan Robinson hat ihre Lehren immer wieder neu durchdacht, sie bestärkt oder auch wieder in Frage gestellt. Zu ihrem in der allgemeinen Fachwelt berühmtesten Buch, *The Economics of Imperfect Competition*, schrieb sie für eine zweite Ausgabe 1969 eine Einleitung, die sich wie die Rücknahme eines Dogmas liest (Robinson 1969 [1933]). Sie beginnt mit der marshallianischen Theorie der vollkommenen Konkurrenz, in knappe Modellform gebracht durch Pigou. Auf einem Markt, der der *ceteris paribus* Bedingung genügt (Angebots- und Nachfragekurve sind voneinander unabhängig) wird ein von gleichartigen Firmen produziertes homogenes Gut gehandelt. Nimmt die Nachfrage zu, verschiebt sich also die Nachfragekurve und ist die Verschiebung von Dauer, kann der existierende Vorrat in der ganz kurzen Periode zum zugehörigen Nachfragepreis, in der kurzen Periode zu Grenzkosten und in der langen Periode zu minimalen Durchschnittskosten verkauft werden. Die Angebotskurve ist also ganz kurzfristig vertikal, in der mittleren Frist von begrenzter Elastizität und langfristig horizontal, wenn dadurch konstante Skalenerträge herrschen, dass die Kostenstruktur der Firmen sich mit deren Vermehrung nicht ändert. Aber woher kennen die Firmen die Nachfragebedingungen? Sie bezeichnete es als „shameless fudge“ (Robinson 1972, S. XI), dass die Firmen durch Abtasten den Verlauf der Nachfragekurve des Marktes finden würden, „that is, I treated the conditions of demand as being unchanged for an indefinitely long period and I assumed that experiments with prices would leave no trace in market conditions.“ Sie habe also mit dem isolierten Abtasten eine Dynamik eingeführt, ohne das Modell insgesamt zu einem dynamischen zu machen, und das betrachtete sie nun als einen Fehler. Die von ihr erbrachten Leistungen in der Theorie des Monopols, der monopolistischen Märkte, der Preisdiskriminierung erwähnte sie in dieser Einleitung kaum. Für die kurze Periode seien Preissetzungen und eine zugehörige Preispolitik zu beachten, soweit es um Industriepreise ging, und für die lange eine strategische Preissetzung im Rahmen der Investitionspolitik. Vollkostenpreise und administrierte Preise werden erwähnt, dann heißt es plötzlich, nachdem die Investitionen ins Spiel gekommen sind: „As for the question what determines

the rate of profit on capital, neither my critics nor my supporters had anything much to say about it.“ Die Einleitung von 1969 verwies auf was kommen musste: Sraffas Preistheorie.

Da wir auf die Beziehung von Robinson und Sraffa unseren Blick werfen wollten, müssen wir nun fragen, wie der junge Sraffa in ihrem ersten großen Buch präsent war. Zwar hatten eine Reihe von Autoren in den 20er Jahren über unvollkommene Konkurrenz zu arbeiten begonnen; Joan Robinson nennt Heinrich von Stackelberg (1905–1946) und Erich Schneider (1900–1970) unter ihnen (*Robinson* 1969 [1937], S. XV). Aber für Joan Robinson und die Cambridge Ökonomen war die Anregung durch Sraffas Aufsätze „Sulle relazioni fra costo e quantità prodotta“ und „On the Laws of Returns“ und später das berühmte Symposium von Keynes im *Economic Journal* am wichtigsten. Sraffa hatte die marshallianischen Ertragsgesetze unter Wettbewerbsbedingungen kritisiert. Steigende Erträge waren mit vollkommener Konkurrenz nicht zu vereinbaren, weil bei unbegrenzt sinkenden Kosten jeder Anbieter allein den ganzen Markt bedienen wollte, sodass die Konkurrenz sich aufhöbe. Gab es aber, wie in der Landwirtschaft, sinkenden Erträge, würden aus steigender Nachfrage und intensiverer Landnutzung steigende Preise resultieren, was die Unabhängigkeit der Märkte in Frage stellen könnte: Der steigende Preis eines landwirtschaftlichen Produkts würde zu sinkender Nachfrage nach anderen landwirtschaftlichen Produkten führen, was wiederum auf die Faktormärkte und Renten Einfluss hätte, sodass die Nachfragekurve und die Angebotskurve nicht mehr, wie nach der *ceteris paribus* Bedingung verlangt, voneinander unabhängig blieben. Sraffa sah nur für sehr spezielle Fälle einen Raum für die Behandlung veränderlicher Erträge (die wichtigste Ausnahme betraf positive externe Effekte in einem einzelnen Markt, die nicht internalisiert werden konnten). Sraffa schloss auf konstante Erträge als den wahrscheinlichsten Fall – nicht, weil die Tendenzen zu steigenden und fallenden Skalenerträgen sich zufällig kompensierten, sondern infolge der Abwesenheit solcher Tendenzen.

Joan Robinson nahm diese Diskussion in ihrem Buch im Zusammenhang mit Faktorpreisen und der Bodenrente auf. Sie veranschaulichte Sraffas Argument (*Robinson* 1969 [1933], S. 116–119). Auf einem Land würden gelbe Rüben, Steckrüben und rote Beete als Wurzelgemüse angebaut. Für jedes Gemüse bestünde eine Nachfrage und, gegeben die Rente, könnten die Kosten für jedes aufgestellt werden. Eine erhöhte Nachfrage nach roter Beete würde zu einem höheren Preis dieses Produktes führen, worauf wegen der beschränkten Kaufkraft der Konsumenten die Nachfrage nach den Rüben abnehmen müsste; das Land wäre auf die verschiedenen Produktionen neu aufzuteilen, und es würde sich die Rente, also die Kosten, verändern, sodass die Angebots- und Nachfragekurven im ersten von uns betrachteten Markt (rote Beete) nicht voneinander unabhängig wären (*Robinson* 1969 [1933], S. 117). Im Buch be-

zeichnete Joan Robinson dies als Sraffas Dilemma. Blieben Angebot und Nachfrage unverändert, könnte man von gegebenen Kosten ausgehen, aber dann könnten die veränderlichen Kosten und Erträge nicht untersucht werden. Änderte man die Angebots- und Nachfragebedingungen, wären die Ertragsgesetze nicht unter *ceteris-paribus*-Bedingungen ableitbar.

Im Hinblick auf die späteren Auseinandersetzungen zwischen Robinson und Sraffa ist es nun interessant, dass Robinson im Buch das Dilemma als zur Not heilbar betrachtete und damit darüber hinwegging, während es für Sraffa einen Eckstein seiner Kritik an Marshall bedeutete. Wie weit er sich am Ende seines Lebens mit dieser frühen Marshall-Kritik noch identifizierte, wissen wir nicht. Er untersagte den Druck einer englischen Übersetzung seines italienischen Aufsatzes über die Ertragsgesetze zu seinen Lebzeiten mit der Begründung, dass, wenn sie erschiene, er verpflichtet wäre, seinen gegenwärtigen Standpunkt darzulegen, was er weder wolle noch könne. Sraffa mochte fühlen, dass Joan Robinsons seine Grundsatzkritik banalisiert hatte. Joan Robinson brachte ihren Respekt für Sraffa zum Ausdruck und relativierte dennoch seine Botschaft.

2. Im Dienste von Keynes

Fragte man Joan Robinson, ob sie Marxistin sei, kam keine eindeutige Antwort, aber sie bekannte sich stets zu Keynes und sah sich als Führerin des linken Flügels seiner Schule. Diese Rolle übernahm sie nicht vom einen Tag zum anderen, sondern sie wuchs allmählich hinein, im Zuge des Entstehungsprozesses dessen, was wir heute unter Keynesianismus verstehen. Die persönliche Bekanntschaft begann etwas früher, aber die wissenschaftliche Auseinandersetzung war mit den Diskussionen über *The Treatise on Money* verknüpft, die als eine der interessantesten und viel diskutierten Episoden in der ökonomischen Theoriegeschichte bekannt sind. Der Weg, den Keynes von *The Treatise* zur *General Theory* zu gehen hatte und wer dabei seine Gesprächspartner waren, ist ausgezeichnet in den Bänden 13 und 14 und einem Zusatzband der *Collective Writings* durch den Herausgeber Donald Moggridge dokumentiert. Auf die Gefahr hin, wenig Neues dazu sagen zu können, will ich an einige Stationen dieses Weges erinnern, denn Robinsons Beitrag ist sonst nicht zu verstehen.

Bekanntlich hätte Keynes' brillanter Karriere durch die Publikation der *Treatise* die Krone aufgesetzt werden sollen, aber das zweibändige Werk war weder in den Augen des Publikums noch des Autors ein wirklicher Erfolg. Die Erinnerungen an die wechselvollen wirtschaftlichen Erscheinungen der 20er Jahre und die Gegenwart der Wirtschaftskrise hatten den Boden für eine monetäre Erklärung des Wirtschaftslaufs bereitet, aber die *Treatise* überzeugte

nicht. Hayeks Aufsatz *Reflection on the Pure Theory of Money in Economica* (Hayek 1931a) nannte die *Treatise* wichtig, schon weil sie von Keynes sei. Den Zusammenhang von Investition, Ersparnis und Zins in den Mittelpunkt zu stellen, sei ein großer Fortschritt, aber „To a Continental Economist this way of approach does not seem so novel as it does to the author“ (Hayek 1931a, S. 270). Hayek warf Keynes einen widersprüchlichen Gebrauch der Grundbegriffe vor – dunkel sei er in fast unglaublichem Grade, und damit sei er auch schwer zu kritisieren, weil man nicht wisse, was er meine. In der Tat fehlte es an der Klarheit der Begriffe der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, nach denen Keynes immerhin tastete, während Hayek in der österreichischen Tradition nicht den wirtschaftlichen Kreislauf, sondern die zeitliche Struktur von Produktion und Konsum im Auge hatte. So sprach er beispielsweise davon, dass in der Produktion der Güter höherer Ordnung reichliche Mengen vorhanden seien, während bei den Gütern niedriger Ordnung Knappheit herrsche, sodass die Preise für Investitionsgüter fielen und die für Konsumgüter stiegen; das werde aber durch Keynes' Aggregierung verdeckt. Extragewinne und -verluste – bei Keynes waren das im Grunde marshallianische Quasirenten – höben sich dann auf; für Keynes müsse diese Lage als ein Gleichgewicht erscheinen. Seine „aggregates conceal the most fundamental mechanisms of change“ (Hayek 1931a, S. 272). Keynes behandle die Aufrechterhaltung des Kapitalbestands und die Hinzufügung von Investitionen als ganz verschiedene Prozesse und vernachlässige damit die Kapitalstruktur, wie sie nach Böhm-Bawerk und Wicksell zu behandeln wäre.

Besonders wichtig schien Hayek, dass das Einkommen entweder konsumiert oder gespart werde, und die Ersparnis wiederum werde entweder gehorpt oder investiert. Eine gestiegene Ersparnis musste also für Hayek mit einem Sinken des Konsums und einem Steigen der Investitionen verbunden sein, wenn die zirkulierende Geldmenge verausgabt und nicht unter Änderung der Umlaufgeschwindigkeit vermehrt gehortet wurde. Keynes dagegen meine, aus zusätzlichen Ersparnissen würden entweder Depositen bei den Banken oder Wertpapierkäufe, und damit war für Hayek nicht mehr klar, ob und wie aus zusätzlicher Ersparnis zusätzliche Investitionen wurden. Hayeks unmittelbare Antwort auf Keynes war weniger wesentlich (Hayek 1931b), aber im zweiten Teil des Aufsatzes, erschienen 1932, ging es um das Verhältnis zwischen Zentralbankzins und natürlichem Zins und die Wirkungen von Zinssenkungen auf die Produktion. Wieder erfolgte der Hinweis auf die Störung der Kapitalstruktur: „It seems never to have occurred to him that the official stimulus to investment, which makes it exceed current saving, may cause a disequilibrium in the real structure of production, which, sooner or later, must lead to a reaction.“ (Hayek 1932, S. 40). Die Vernachlässigung sei typisch für die angelsächsischen monetären Theorien des Konjunkturzyklus. Keynes meine, eine Änderung der Produktionsstruktur (längere oder kürzere Produk-

tionsumwege) seien der langen Frist zuzuordnen, nicht der kurzen. Aber jede Investition habe auf die Länge der Produktionsperiode einen Einfluss. Der Fall der Investitionen sei das Problem der Krise, nicht das Verkaufen der Konsumgüter. Er spielte damit auf die Konjunkturerklärungen der Jahrhundertwende an; Keynes selbst ging 1936 bei der Erklärung des Zyklus von den Schwankungen der Investitionen aus. Auch in der gegenwärtigen, der Weltwirtschaftskrise, könnten Konsumgüterindustrien mit Gewinn operieren, setzte Hayek den Einwand fort. Um aus der Krise herauszukommen, müsse man zu „less capitalistic processes“ zurückkehren; eine Kreditexpansion würde die Krise nur verlängern (Hayek 1932, S. 42).

Keynes' Antwort (Keynes 1931) bezieht sich nur auf den ersten der beiden hayek'schen Aufsätze, kann aber nachträglich durchaus auch mit Hayeks Fortsetzung in Verbindung gebracht werden. Mit den Hinweisen auf verwirrende, ja widersprüchliche Definitionen der volkswirtschaftlichen Aggregate und Keynes' ungenügende Kenntnis der österreichischen und wicksellianischen Theorie hatte Hayek zweifellos wunde Punkte getroffen, aber Keynes gab sich bei der Antwort souverän und bekannte sich erst gegen Ende zu einigen Mängeln. In den Mittelpunkt stellte er, dass Hayek der Überzeugung sei, freiwilliges Sparen werde immer zu Investitionen. Solange nämlich die Geldmenge konstant sei, würden geringere Konsumausgaben höhere Investitionsausgaben nach sich ziehen. Ein Auseinanderlaufen von Investition und Ersparnis infolge von Konsumverzicht müsste auf Fehler der Banken zurückgeführt werden, beispielsweise verbunden mit einem starken Senken des Zinses, was Hayek als erzwungenes Sparen auffasse. Es käme zu Verlängerung der Produktionsumwege. So gesehen müsste man wohl wirklich die Analyse kapitaltheoretisch ergänzen, um die Bestimmungsgründe des natürlichen Zinses festzustellen (Keynes 1931, S. 394). Parallel zu dieser Konzession wird Keynes ausfällig gegen Hayeks auf englisch erschienenes Buch *Preise und Produktion* – Sraffas vernichtende Kritik desselben war in Vorbereitung, wo von Keynes gewiss wusste –, und er meint, Hayek interessiere sich eben für die Bedingungen der Gleichheit des Bankzinssatzes mit dem natürlichen Zins, er aber, Keynes, sei befasst mit den Lagen, wenn diese Zinsfüße nicht übereinstimmten.

Es ist nun gerade der von Keynes als zentral herausgehobene Punkt, den Joan Robinson wesentlich aufklären half, auch wenn ihr Artikel nach dem von Keynes erschien. Wir haben uns zu erinnern, dass, hauptsächlich zwischen Januar und Mai 1931, Richard Kahn, James Meade, Piero Sraffa, Joan und Austin Robinson, unter gelegentlicher Mitwirkung anderer, in einem nicht-öffentlichen Seminar, genannt der Circus, zusammenkamen, um die *Treatise* zu diskutieren, und es gelang ihnen verhältnismäßig rasch, in Grundfragen den Schritt zu tun, der von der *Treatise* zur *General Theory* führt, nämlich von einer Konjunkturanalyse, in der die Schwankungen vor allem solche der

Preise und Gewinne sind, zur Analyse der kurzen Periode, in der die Schwankungen das Niveau der Aktivität, der Einkommen und der Beschäftigung betreffen und von den Investitionen ausgelöst werden. Moggridge fasst zusammen: „Within a short time in the winter and spring of 1931 the ‚Circus‘ had in its hands most of the important ingredients of the system which was ultimately to appear in the *General Theory*.“ (Collected Writings XIII, S. 341). Joan Robinsons „Parable on Saving and Investment“ wurde Keynes im April 1932 gezeigt und in *Economica* im Februar 1933 publiziert (Robinson 1933b). Nach den oft verwirrenden Einwänden Hayeks und der im Grunde verlegenen Verteidigung von Keynes wirken ihre Ausführungen klar und bestimmt.

Sie schreibt ausschließlich über den von Keynes als solchen festgehaltenen Hauptpunkt der Kontroverse: wie Sparen und Investieren ins Ungleichgewicht kommen können. Niemand finde es problematisch, wenn die Ersparnis die Investition übersteigt, solange das auf Horten zurückgeführt werde. Dahinter steckt die Quantitätstheorie des Geldes. Bei konstanter Geldmenge scheint nur Horten eine Verlangsamung der Umlaufgeschwindigkeit erklären zu können, und ist diese ausgeschlossen, muss das Geld, das bei verminderter Konsum eingespart wird, auf irgendeinem Weg zu Vermehrung der Ausgaben für Investitionsgüter führen. Also müssten diese, bei Vollbeschäftigung, im Preis steigen. Das aber habe Keynes ausgeschlossen. Er sei davon ausgegangen, die zusätzlichen Ersparnisse würden für Wertpapiere ausgegeben. Hayek meine nun, vom Steigen der Wertpapierpreise auf ein Steigen der Preise der Investitionsgüter schließen zu dürfen, während Keynes diese Verbindung nicht für notwendig ansähe.

Um zu diskutieren, wie das in der Tat geschehen kann, wählt sie einen für sie charakteristisch drastischen Vergleich. An die Stelle der Wertpapiere setze man Gold, an die der Konsumgüter Erbsen. Wenn nun die Nachfrage nach Erbsen abnimmt und mehr Gold nachgefragt wird, folgt aus dem Bestand großer Goldvorräte, die in der Vergangenheit aufgehäuft wurden, dass der Goldpreis kaum zu steigen braucht. Ja, es kann sein, dass die Anbauer der Erbsen durch das Sinken ihrer Einkünfte aus dem Verkauf ihres Produkts in Verlegenheit geraten und deshalb ihre Goldvorräte abstoßen, sodass der Goldpreis sogar sinkt. Diese Möglichkeit wird mit Varianten diskutiert, und natürlich ist auch der Zusammenhang zwischen Wertpapierpreisen und der Bepreisung neuer Investitionsgüter, also, wie wir heute sagen würden, zwischen den Preisen eines Bestands und den Preisen einer Stromgröße, nicht so leicht zu erfassen; es mag der Diskontsatz eine Rolle spielen, und so ist der Einwand Hayeks gegen Keynes erst einmal entkräftet. Joan Robinson wendet nun aber selbst gegen Keynes ein, dass er vergessen habe, neben Preisänderungen auch Volumenänderungen zu berücksichtigen. Die zusätzliche Ersparnis kann zu Arbeitslosigkeit führen, und darin liegt natürlich der Schritt zur Allgemeinen Theorie. „If my interpretation is correct, the simple-minded reader (along

with Dr. Hayek) has a rightful grudge against Mr. Keynes. If what he meant was so simple, why must he have made it appear so hard?“ (*Robinson* 1933, S. 81). Keynes habe seinen Lesern zuviel zugemutet: „An acute slump with full employment“ und „a trade boom without any increase in output“ (*Robinson* 1933, S. 84). Wir sahen, welche Komplikationen im menschlichen Bereich sich in den Jahren häuften, in denen Joan Robinson zur Keyensianerin wurde; auch die theoretische Debatte verlief nicht immer glatt.

Sie wurde dann zu einer führenden frühen Vertreterin der keynesianischen Revolution. Als Beispiel ihrer Leistungen in dieser Rolle sei ihr Büchlein „Introduction to the Theory of Employment“ (*Robinson* 1973 [1937]) nochmals genannt, eines der ersten elementaren Lehrbücher auf diesem Gebiet, das dann immer wieder aufgelegt wurde. Liest man es, wird man die Elemente sehr vertraut finden. Der Multiplikator wird, noch ohne Varianten für die Art der Finanzierung der Staatsausgaben oder für den Außenhandel, diskutiert, Defizitfinanzierung ist nicht bedingungslos gut: „The mere fact that a deficit is good for trade is not a sufficient argument for having a deficit, since other methods of improving trade may be preferable“ (*Robinson* 1937, S. 34). Spar- samkeit ist durchaus eine Tugend als notwendige Bedingung der Investition, und vorsichtig und differenziert fallen auch die Urteile über die Wirkungen von Lohnsteigerungen und -senkungen aus. Das Preisniveau wird als proportional zum Nominallohn angesehen. Auf die Schwierigkeit, dass dies einen konstanten Reallohn impliziert, wenn der Proportionalitätsfaktor konstant ist, und dass diese Reallohnbestimmung im Gegensatz steht zur Grenzproduktivitätstheorie, geht sie nicht ein. Viel Raum nimmt die Liquiditätspräferenztheorie des Zinssatzes ein. Die Steuerung der Investition über den Zins und die Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals wird nur wenig in Frage gestellt. Sie skizziert den Konjunkturzyklus. Überraschend, bedenkt man spätere radikale postkeynesianische Positionen, wird die Kreditklemme kaum erwähnt, die sich im Abschwung ergibt, wenn die Zentralbank dem nicht akkommodierend entgegenwirkt. Liegt es daran, dass sie den dritten Band von „Das Kapital“ von Marx mit der Kreditpanik noch nicht gelesen hatte? Die radikaleren theoretischen Positionen scheinen sich erst in Verbindung mit dieser Lektüre eingestellt zu haben, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden.

3. Auseinandersetzungen mit Marx

Schon die Publikation des ersten Bandes von *Das Kapital* von Karl Marx im Jahr 1867 provozierte Reaktionen seiner Gegner, die versuchten, auf wissenschaftlichem Weg seine Thesen zu widerlegen. In Erinnerung geblieben sind die diesbezüglichen Arbeiten der Österreichischen Schule und die Debatte um das Transformationsproblem. Daneben gab es die Schriften der Befürworter, die sich in der Methode dem Meister anzugeleichen suchten. Befür-

worter fand er im akademischen Raum allerdings kaum. Werner Sombart bildet da eine wichtige und folgenreiche Ausnahme. Sie führte zu den Diskussionen der jüngsten historischen Schule – heute würde man sagen der historischen Soziologie – in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, als Marx in Deutschland und Österreich eklektisch in den Unterricht aufgenommen wurde. Diese bedeutende, kritisch an Marx anschließende Kapitalismusforschung gipfelte im Werk von Max Weber. Es sollte dauern, bis die angelsächsische Welt davon in Facetten Notiz nahm. Entsprechend selektiv ging Joan Robinson vor. Das Besondere an ihrem *Essay on Marxian Economics*, der 1942 zuerst erschien und vielfach wieder abgedruckt wurde (Robinson 1966 [1942]), ist die damals ungewöhnliche Verbindung deutlicher Sympathien für Marx mit einer, wie wir heute sagen würden, analytischen Rekonstruktion des ökonomischen Grundmodells mit Hilfe einer modernere Begrifflichkeit oder jedenfalls unter Verwendung der Marx'schen Begriffe von Wert, Preis, Mehrwert und so fort in solcher Form, dass sie in Modellen eingesetzt werden konnten, mit denen Joan Robinson Preisbildung und Akkumulation abbildete. Die von Marx behaupteten historischen Tendenzen wurden einer scharfen Kritik unterzogen, seine dialektische Methode und auf sie gestützte Begriffe wurden abgelehnt oder nicht einmal bemerkt. Es ist immer noch möglich, Marx in dieser Weise gewissermaßen zu halbieren (Alves 2022). Dass Marx ganz systematisch ontologische Begriffe wie ‚Erscheinungsform‘ verwendet, ging schon in der ersten englischen Übersetzung des *Kapital* unter, obwohl Engels sie überwacht hatte, und dem Angelsächsischen so fremde Begriffe wie die der Wertformenlehre wurden nicht einmal der Erwähnung für würdig befunden, wie ich einleitend schon ausführte. Joan Robinsons Ansatz hat dennoch Schule gemacht, denn es ist kaum mehr möglich, über Marx'sche Wirtschaftstheorie zu sprechen, ohne sie auch modellmäßig darzustellen, und den Weg dazu hat vor allem Joan Robinson geebnet.

„The purpose of this essay is to compare the economic analysis of Marx's Capital with current academic teaching.“ (Robinson 1966 [1942], S. XXII). Die akademische Welt (sie meinte die englische) sei nicht mehr so „cocksure“ wie ehedem, seit die Theorien des monopolistischen Wettbewerbs und der Unterbeschäftigung die überkommene, also die marshallianische Theorie erschüttert hätten. Die akademische Welt sehe den Kapitalismus als eine natürliche Ordnung, Marx betrachte ihn als eine vorübergehende Erscheinung, und Harmonie oder Kampf, Verteidigung oder Revolution seien die Gegensätze. Nach einer eindrücklichen Zusammenfassung der historischen Tendenzen im Kapitalismus konzentriert sich die Argumentation auf den analytischen Apparat. Die Einführung des Wertbegriffs bei Marx wird als Definition aufgefasst. Die daraus abgeleiteten Begriffe wie variables Kapital, Mehrwert, organische Zusammensetzung und Profitrate übersetzt sie, soweit möglich, in die entsprechenden preistheoretischen Begriffe. Sie beklagt, dass Marx die Amortisation,

also die Kapitalkosten, als Stromgröße nicht ordentlich vom Kapitalbestand unterscheide oder darin nicht konsequent sei. Sie schreibt für den Strom c , für den Bestand C , hat aber keinen modelltheoretisch sauberen Begriff davon, wie die beiden in Beziehung zu setzen wären. Eine solche Theorie findet sich erst bei Sraffa in seiner Behandlung des fixen Kapitals als Kuppelprodukt. Ist die Profitrate Null, sind also die Preise gleich den Werten, reduzieren sich die Kapitalkosten im stationären Zustand, wie das auch Joan Robinson sieht, auf die Abschreibung, also den Wertverlust, der sich daraus ergibt, dass die Aussage für das Kapitalgut, das in mehreren Perioden vernutzt wird, als Kosten-element auf diese Perioden umgelegt wird. Ist die Profitrate positiv, treten die ebenfalls auf mehrere Perioden umzulegenden Finanzierungskosten hinzu, die bei konstanter Effizienz nach der Amortisationsformel zu berechnen sind. Diese war in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert bekannt, wenn es sich um den Fall konstanter Effizienz handelte (*Schefold 2021*); Sraffa hat sie auf den Fall variabler Effizienz verallgemeinert. Robinson verweist gleich am Anfang ihrer Darstellung auf das Transformationsproblem und fühlt sich in der Welt der Preise, wie sie im dritten Band des *Kapital* entwickelt wird, besser zu-hause als im ersten Band, aber sie schlägt keine analytische Lösung vor, und ebenso bleibt offen, wie die Unterscheidung von Kapital auf Bestandsgröße und als Stromgröße durchzuführen sei. „As I see it, the conflict between Volume I and Volume III is a conflict between mysticism and common sense“ (*Robinson 1966 [1942]*, S. 15) Dass der „mysticism“ zu einer konkreten Bedingung für die Transformation von Werten in Preise führt, dass nämlich zu zeigen ist, wie sich der Profit als umverteilter Mehrwert auffassen lässt, wird hier auch nicht klar (*Schefold 2016*).

Man könnte deshalb meinen, Robinsons Behandlung von Marx bliebe im Vordergründigen stecken, aber sie hat ihre eigene Art, an Marx gleichsam Fragen zu stellen, die von Marx nicht, aber von der akademischen Nationalökonomie beantwortet werden können, während sich andersherum für Joan Robinson und die akademische Nationalökonomie offene Fragen finden, für die Marx Antworten oder mindestens Einsichten bereithält. Sie tadeln beispielsweise, dass es bei Marx keinen Maßstab für das wirtschaftliche Wachstum im Sinne eines Indexes für die Produktion gäbe. Schon Ricardo hatte von „value“ und „riches“ gesprochen und gezeigt, dass die Reichtümer steigen, während der Wert konstant bleiben kann, wenn, modern ausgedrückt, die Arbeitsproduktivität bei konstanter Bevölkerung regelmäßig um so viel Prozent wächst, wie ihre Produktion dank verbesserter Produktionsmethoden zunimmt. Einen Index für das reale Wachstum kennen Ricardo und Marx in der Tat nicht, aber es in Geld zu messen, hieß damals, es in Gold auszudrücken. Wenn man, wie Ricardo, des Glaubens war (den Joan Robinson allerdings nicht teilte), dass die Produktionskosten und damit die Kaufkraft des Goldes als einigermaßen stabil angesehen werden durften, besaß man doch ein Maß für Wachstum.

Robinsons Buch war geschrieben, noch bevor die moderne Wachstumstheorie durch Harrods Buch in Gang gesetzt worden war (*Harrod 1948*). Robinson zieht aus Marx ein Modell zyklischer Kapitalakkumulation, in dem die Akkumulationsbereitschaft von der Profitrate, diese von der Lohnrate und die Lohnrate von der Größe der Reservearmee, also der auch in der langen Frist vorhandenen, aber schwankenden Arbeitslosigkeit abhängt. Der Marx'schen Theorie der fallenden Profitrate konnte Joan Robinson 1942 noch nicht viel abgewinnen. Der Gegensatz zwischen der Produktion des absoluten und des relativen Mehrwerts war unverstanden geblieben. Warum sollte die organische Zusammensetzung des Kapitals eigentlich steigen? (*Schefold 2019*). Später, als die Wachstumstheorie die Folgen unterschiedlicher Formen des technischen Fortschritts für die Verteilung zu diskutieren begann, erinnerte sie sich aber, und die Marx'sche Idee erschien bei ihr gelegentlich wieder in der Form des „Alpträums des Technokraten“: Sollte die Kapitalintensität tatsächlich unverhältnismäßig, nämlich schneller als die Arbeitsproduktivität, steigen, sollten die Löhne aber mit der Arbeitsproduktivität zunehmen, würden die höheren Kapitalerfordernisse aus den Gewinnen zu bestreiten sein, und die Profitrate müsste fallen.

Da Joan Robinson in der Kriegszeit von der Auseinandersetzung mit der Keynes'schen Beschäftigungstheorie herkam, fiel ihr Versuch, bei Marx eine Theorie der effektiven Nachfrage aufzuspüren, fruchtbarer aus. Sie fand hierzu ein neues Instrument in den Marx'schen Schemata der Reproduktion am Ende des zweiten Bandes, die Kahn einmal vorweggenommen hatte, indem in der Zeit der Begründung der Multiplikatortheorie gedanklich die Investitionsgüter- und die Konsumgüterindustrie voneinander getrennt hatte, um damit die Übertragung von Nachfrageimpulsen zu analysieren. Sie hat an diese Parallele allerdings erst später erinnert. Im *Essay on Marxian Economics* geht es vor allem darum, eine Theorie der wirtschaftlichen Schwankungen abzuleiten. Sie hebt hervor, dass Marx die monetäre Krise nur als Verschärfung der Krise der Nachfrage und Produktion gesehen habe und findet dazu bei Marx interessante Belege (*Robinson 1966 [1942]*, S. 47ff.). Sie zeigt, dass sich bei Marx verschiedene Ansätze zur Krisentheorie überlagern, die sich zwar nicht widersprechen, aber in suggestiven Darstellungen von Krisen münden. Die damit gestellte Aufgabe, die Krisenfaktoren aufzuschlüsseln, steht noch im Raum.

Was treibt die Investitionen? Das ist das zentrale Problem in der Theorie der Investitionen, Joan Robinson suchte die Antwort, die Marx darauf gegeben hatte, fand eigentlich keine, und das schien ihr gerade richtig. Sie untersuchte dazu die neoklassische Theorie der Bestimmungsgründe des Investitionsverhaltens und stieß auf das Diskontieren der Zukunft und die Einschätzung des Risikos. Aber wird wirklich diskontiert? Entstammt die Annahme, dass es so sei, nicht eher dem Wunsch, die Akkumulation als einen Verzicht

darstellen zu können? „The notion of ‚discounting the future‘ is not based upon direct observation, but arises from the desire to represent owning wealth as a ‚sacrifice‘.“ (Robinson 1966 [1942], S. 55). Robinson hielt die neoklassische Erklärung des Investitionsverhaltens ausdrücklich für konsistent – was Sraffa später bezweifeln sollte –, aber sie sei unrealistisch. Wenn sie wahr wäre, würde es genügen den Zinssatz zu senken, um Arbeitslosigkeit zu überwinden. Gewiss trage der Zins dazu bei, das Kapitalangebot zu begrenzen, aber seine Höhe könne es nicht abschließend erklären, und sie argumentiert auf einigen Seiten, dass auch das Risikoelement es nicht könne. Die Kapitalisten akkumulieren bei Marx, weil sie ihren Besitz verteidigen, indem sie ihn zu erweitern suchen. „Capitalists are forced to accumulate in order to survive.“ (Robinson 1966 [1942], S. 61). Die keynesianische Theorie der *animal spirits* meine nichts anderes. Am Ende des Büchleins kam Joan Robinson auf die Frage zurück, wo die rechte Mitte liege zwischen der orthodoxen Übertreibung der Bedeutung des Zinssatzes für die Investitionen und der Marx'schen Vernachlässigung dieses Zusammenhangs. Der Verschuldungsgrad, das Verhältnis von Eigenkapital zu Fremdkapital, legale Aspekte der Finanzierung, vor allem aber das Verhältnis von gegenwärtigem und erwartetem Gewinn spielten hier eine Rolle, und die Einflüsse seien empirisch kaum auseinander zu halten. Aber es seien die Fragen, auf die es ankomme, es seien die Fragen, die Marx gestellt habe, und sie zu lösen sei die Aufgabe der akademischen Nationalökonomie der Zukunft. Damit schließt das Buch ab. Joan Robinson sollte noch oft auf Marx zurückkommen, aber die schöpferischen Ansätze der Interpretation waren hier alle schon vorgezeichnet.

4. Von *The Accumulation of Capital* zur kapitaltheoretischen Debatte

The Accumulation of Capital war unstreitig als Joan Robinsons Magnum Opus und Werk der Reife gedacht (Robinson 1969 [1956]). Sie sah es als ihre Aufgabe, zur klassischen Theorie der Akkumulation in der langen Frist zurückzukehren und dabei die durch die Diskussionen über die Probleme der Beschäftigung gewonnenen Einsichten zum Verhalten von Firmen, Investoren und Konsumenten miteinzubinden. Für das Vorbild klassischer Theorie berief sie sich auf Sraffas Einleitung zur Ricardo Ausgabe. Eine Wachstumstheorie in keynesianischer Perspektive war durch Harrod in *Towards a Dynamic Economics* angeregt worden (Harrod 1948). Harrod hatte einerseits das natürliche Wachstum der Bevölkerung, vermehrt um das Wachstum der Produktivität, also zunehmende Geschicklichkeit und produktivitätssteigernde Erfindungen, beschrieben, andererseits die Autonomie der Kapitalakkumulation. Kapazitätserweiternde Investitionen haben über den Multiplikator einen Beschäftigungseffekt. Ein Wachstumsgleichgewicht setzt voraus, dass die Investitionen, die sich bei Harrod nach dem erwarteten Zuwachs von Output und Produktion

richten, der Ersparnis gleichbleiben, die Produktion und Einkommen proportional ist. Wird diese Beziehung über die Zeit hinweg aufrechterhalten, entsteht ein „befriedigendes“ Wachstum, aber es ist instabil, weil Überinvestitionen zur Beschleunigung und damit zu einem Abweichen von der befriedigenden Wachstumsrate führen und umgekehrt Abschwächungen der Investitionen zur Krise. Aber, selbst wenn die Kapitalakkumulation stetig verläuft, folgt sie nicht notwendigerweise dem natürlichen Wachstumspotential. Im selben Jahr, in dem Joan Robinsons Buch erschien, publizierte Solow sein allbekanntes Wachstumsmodell, das beide Instabilitäten durch die Annahme einer Produktionsfunktion mit hinreichender Substitutionselastizität beseitigt: flexible Faktorpreise führen zur Vollbeschäftigung der Faktoren, und dank den Substitutionsmöglichkeiten kann sich das Wachstum des Kapitals, das aus dem Sparprozess hervorgeht, an das der Bevölkerung, vermehrt um den technischen Fortschritt, anpassen. Kaldor sah die Chance – und suchte dies mit einer Abfolge von immer komplexeren Modellen zu belegen – dass die Investitionen einem Vollbeschäftigungspotential folgen und dass auch ohne die Substitutionsmöglichkeiten einer Produktionsfunktion ein in gewissen Grenzen stabiler Pfad verfolgt wird, weil eine Erhöhung der Investitionsquote zu einer Veränderung der bei Harrod rigide vorgegebenen Sparquote führt (Kaldor 1955): eine höhere oder niedrigere Investitionsquote bringt höhere oder niedrigere Gewinne über einen durch die Einkommensverteilung vermittelten Multiplikatorprozess mit sich, und da die Ersparnis hauptsächlich aus Gewinnen erfolgt, passt sich die Sparquote an. In einer Reihe von Aufsätzen hatte Joan Robinson im Anschluss an ihr Buch den Kaldor'schen Gedanken einfach und transparent ausgestaltet; im Buch selbst ist der Gedanke auch angelegt, aber nicht ebenso leicht zu isolieren.

Während Solow und Kaldor mit Aggregaten operieren, versucht Joan Robinson im Buch eine genauere mikroökonomische Analyse des technischen Fortschritts, und diese macht ihren originellen und umstrittenen Beitrag zur Begründung der Wachstumstheorie aus. Um ihn zu verstehen, gehen wir von der Beschreibung und Bewertung der Produktionstechniken in der langen Frist aus, die wir bei Sraffa finden. Zumindest nach Garegnani sind Sraffas Preise der langen Frist im Sinne des Gegensatzes von natürlichen und Marktpreisen in der klassischen Tradition zu verstehen – ein Gegensatz, der zwar schon älter ist, sich aber am Anfang des *Wealth of Nations* von Adam Smith besonders deutlich herausgearbeitet findet. Die langfristigen Preise sind durch die Kosten, einschließlich Normalgewinn, gemäß allgemeiner Profitrate, bestimmt, und die Marktpreise gravitieren zu diesen. Die Gravitationsmetapher war Newtons Physik entnommen. Die Abweichung der Marktpreise von den Produktionspreisen konnte erheblich sein, wie Smith anekdotisch belegte, wenn etwa eine besondere Knappheit wie in Kriegszeiten herrschte. Klassische Autoren wie de Quincey hoben hervor, dass Marktpreise und Preise der

langen Frist in besonderen Fällen zusammenfallen konnten, etwa beim Handwerk, wenn Nachfrage und Produktion sich gleichmäßig entwickelten, während bei landwirtschaftlichen Produkten starke Schwankungen der Marktpreise zu erwarten waren (*Schefold* 1981). Ungeachtet vorübergehend möglicher großer Abweichungen der Marktpreise von den Produktionspreisen und des aktuellen Gewinns von Marktgewinn sollten also die Marktpreise zu den langfristigen Preisen streben. Von Ricardo und in der Neoklassik bis etwa 1930 wurde dabei eine tendenzielle Übereinstimmung von Profitrate und Zinssatz angenommen, und der erstere Begriff verschwand zunehmend aus der Diskussion. Smith war noch überzeugt, dass Geldzins- und Profitrate je nach Land erheblich differieren konnten. Bei Keynes ist die Profitrate nicht zu finden. Preise – aber nicht das Geldniveau – sind marshallianisch bestimmt, soweit sie nicht spekulativen Einflüssen unterliegen, und später tauchen bei ihm Vollkostenpreise und administrierte Preise auf.

Schon im einleitenden Kapitel von *The Accumulation of Capital* kritisiert Joan Robinson den Gleichgewichtsbegriff. Er ist bei ihr nicht aus der älteren Analogie des Gleichgewichts der Kräfte hervorgegangen, wie Marx es sah. Wenn zwei Gruppen von Kindern an einem Seil ziehen und ungefähr gleich stark sind, wird man dies daran erkennen, dass das Seil straff gespannt ist und seine Mittelmarke sich wenig bewegt. Wo diese aber beim Hin- und Herwogen der Ziehenden stehen bleibt, weiß man nicht, und das Schwanken wird auch nie ganz aufhören, bis das Spiel endet. Die Kräfte bedeuten bei Marx Angebot und Nachfrage; die Ruhelage wird durch etwas anderes bestimmt, nämlich den Wert. Böhm-Bawerk wandte gegen Marx ein, dass die Ruhelage durchaus von Angebot und Nachfrage bestimmt sein konnte, wenn zumindest eine der beiden Kräfte von der Höhe des Preises abhängig war. Er illustrierte diese Möglichkeit mithilfe eines Luftballons, bei dem die Auftriebskraft und die Schwerkraft einander entgegenwirken. Aber das Gleichgewicht beider ist nicht indifferent: Der Ballon steigt, bis die Auftriebskraft der Schwerkraft gleich ist, weil der Luftdruck mit der Höhe abnimmt (*Böhm-Bawerk* 1896, S. 113–115).

Joan Robinson scheint diese Analogie nicht gekannt zu haben. Ihr Bild des Gleichgewichts ist das übliche, die Waage, die, gegeben die Gewichte, nur einen Ruhepunkt kennt, aber sofort schwankt, wenn man sie berührt. Das sei aber keine sinnvolle Analogie für die reale Wirtschaft, meinte Robinson, weil sich die Bedingungen ständig ändern, weil die Bedingungen selbst von Erwartungen abhängig sind und diese Erwartungen wiederum vom Preis beeinflusst werden. Das veranschaulichte sie nicht anhand der Güter-, sondern der Wertpapierpreise und verwies auf die keynesianische Theorie der Spekulation (*Robinson* 1969 [1956], S. 58–59). Eine Wirtschaft konnte stärker oder schwächer bewegt sein; für den Zustand der Ruhe verwendete sie den Ausdruck „tranquility“ (*Robinson* 1969 [1956], S. 59); sie sprach auch von „har-

mony“, und von „lucidity“, wenn die Marktbedingungen allen Teilnehmern bekannt sind.

Sie entwickelte nun eine Theorie der „normalen Preise“, damit Marshalls Begriff aufgreifend, die in einem Zustand ruhiger und gleichmäßiger Entwicklung im Prinzip herrschen, wenn Zinssatz und Profitrate stabil bleiben und die Techniken diesen Größen angepasst sind, sodass auch die Erwartungen stabil bleiben können, weil nicht unversehens neue Produktionsmöglichkeiten auftreten, bestehende Ausrüstungen obsolet werden oder exogene Faktoren auf die Erwartungsbildung einwirken. Das schien den Gleichgewichtsbegriff bis zur Unbrauchbarkeit einzuschränken. Tatsächlich warnt sie, man dürfe auch nicht sagen, dass normale Preise eine Lage darstellten, zu der die wirklichen Preise hinstrebten, denn der Anpassungsprozess werde durch Investitionen vorangetrieben, beeinflusse damit die Faktorpreise und verändere die normale Lage selbst (*Robinson* 1969 [1956], S. 356).

Der Begriff der normalen Preise baute auch bei ihr auf den Produktionskosten auf (*Robinson* 1969 [1956], S. 183) und bestand aus den direkten Kosten zuzüglich eines Bruttogewinns als „due share of overhead cost, amortisation and profit at the ruling rate on the capital invested, when plant is being worked at normal capacity.“ (*Robinson* 1956, S. 185). Hier verwies sie dann auch auf die Vollkostentheorie der Preise, die bei normaler Kapazitätsauslastung gelten (*Robinson* 1969 [1956], S. 186). Später radikalierte sie ihre Position, aber im Buch wird ein Zusammenhang zwischen dem Goldenen Zeitalter, in dem dank der ruhigen Entwicklung die normalen Preise tatsächlich vorherrschen, und realen Wirtschaften noch zugestanden: „This does not mean that all our elaborate analyses of Golden Ages and quasi-Golden Ages has been a waste of time, for the long-period influences which we have been considering are working themselves out through the fog of uncertainty in which short-period situations develop, though they cannot be seen with any great precision.“ (*Robinson* 1969 [1956], S. 192). Eine Brücke zwischen der abstrakten Vorstellung und der Anwendung bildet der Begriff der subjektiv-normalen Preise, die ein Unternehmen in der Absicht verlangt, bei Vollbeschäftigung einen Normalgewinn zu erreichen.

1962 veröffentlichte Joan Robinson unter dem Titel *Essays in the Theory of Economic Growth* eine Reihe von Aufsätzen, die sie als Einführung zu ihrem Buch über die Kapitalakkumulation betrachtete (*Robinson* 1968 [1962]). Aber die Aufsätze führten auch weiter und enthielten eine Darstellung des Wachstumsgleichgewichts für ein Goldenes Zeitalter, das sie damit doch als charakteristisch für die realen Verhältnisse ansah. Einerseits ist die Profitrate bestimmt durch die Akkumulationsbereitschaft der Unternehmer. Mit den Investitionen steigen durch den Multiplikatorprozess die Gewinne, weil die Bezieher der Gewinne eine höhere Sparneigung haben als die Lohnempfänger. In

einem Wachstumsgleichgewicht sind, wenn wir das Sparen aus Löhnen vernachlässigen, die Gewinne den Investitionen proportional, denn je mehr die Kapitalseite ausgibt, desto mehr wird sie einnehmen, wie das zuvor von Kaldor, Kalecki, Marx und sogar schon von Merkantilisten wie Steuart bemerkt wurde. Im Wachstumsgleichgewicht können beide Seiten der Gleichung auf das Kapital bezogen werden; dann ergibt sich, dass die Gewinnrate der Wachstumsrate proportional ist. Mindestens so alt ist die Vorstellung, dass die Akkumulationsbereitschaft mit der Gewinnrate zunimmt, jedoch mit abnehmender Tendenz. Im relevanten Schnittpunkt der beiden Kurven, im Wachstumsgleichgewicht, ist das Wachstum gerade so hoch, dass es Gewinne nach sich zieht, die diese Akkumulationsbereitschaft rechtfertigen (Robinson 1968 [1962], S. 48). Im gleichen Jahr veröffentlichte Luigi Pasinetti ein Modell, in dem das Sparen der Arbeiter zur Akkumulation eines ihnen gehörigen Kapitalstocks führte (Pasinetti 1961–62). Im gleichschrittigen Wachstum ergab sich, dass die Einkommensverteilung vom Sparen aus Gewinnen abhing, weil die Ersparnisse der Arbeiter gerade ihrem Gewinneinkommen aus dem ihnen gehörenden Kapitalanteil entsprachen. Joan Robinson sprach nun von einer „anglo-italienischen“ Theorie der Einkommensverteilung: die Profirate bestimmte die Lohnrate, und aus der bei Sraffa abgeleiteten Lohnkurve sollte der Reallohn folgen.

1960 war Sraffa's *Production of Commodities by Means of Commodities* erschienen, als *Prelude to A Critique of Economic Theory*, und Joan Robinson, die von Sraffa auf das Erscheinen dieser Publikation nicht vorbereitet worden war, begegnete dem Buch zuerst im Schaufenster eines Buchladens in Cambridge – eine ungeheure Überraschung, denn Sraffa schien das Publizieren aufgegeben zu haben, und eine Kränkung, denn der Freund hatte ihr nichts verraten. Wie Sraffa auf diese Publikation über die Jahrzehnte hinarbeitete, ist allmählich bekannt geworden; in meiner ersten Cambridger Zeit wusste man darüber noch fast nichts. Amartya Sen berichtet, wie er im Geheimen als eine Art Teststudent ausgewählt worden war, um den letzten Entwurf des Buchs in Sraffas Zimmer, unter dessen Augen, zu lesen – Sraffa spähte, ob des brillanten Studenten Minenspiel Verständnis oder Verlegenheit verriet (Sen 2022, S. 351). Auch Dennis Robertson durfte den Text über Nacht lesen. Wie Sraffa in einem Brief an Mattioli berichtete, gab Robertson tags darauf das Buch grinsend zurück mit der Bemerkung: „A wicked book. Ought to be burnt!“ Sraffa schrieb dem Freund, das sei nicht allzu ernst zu nehmen, und als Robertson hinzufügte, das Buch sei unmoralisch, Neo-Ricardianisch und Neo-Marxistisch, war Sraffa nicht unzufrieden: „La cosa è piuttosto soddisfacente, in confronto al „So what?“ che temevo e un po' temo ancora“ (Sraffa 2017, S. 123–124).

Offenbar sollte vor allem Joan Robinson von der bevorstehenden Publikation nichts erfahren, während E. A. G. Robinson mehr aus administrativen, Maurice Dobb aus inhaltlichen Gründen das Manuskript zu sehen bekamen (*Sraffa* 2017, S. 109 und S. 112). Sraffa mochte befürchten, dass Joan Robinson mit ihrer Fähigkeit, Grundgedanken rasch aufzugreifen, sie im eigenen Rahmen verwenden würde, und ganz besonders mochte er fürchten, dass sie die Möglichkeit des für den Neoklassiker paradoxalen Verhaltens der Kapitalintensität bei Veränderung der Einkommensverteilung veröffentlichen und die Wirksamkeit des Arguments verwässern könnte. Der paradoxale Effekt war nämlich in *The Accumulation of Capital* beiläufig erwähnt, aber mit einem Scherz für Eingeweihte als ein „Ruth-Cohen-Curiosum“ abgetan worden (Robinson 1969 [1956], S. 109), was Sraffa geärgert und beunruhigt haben soll. Tatsächlich verhielt sich Joan Robinson in der anschließenden kapitaltheoretischen Debatte ambivalent. Es war ein Triumph, wenn Samuelsons Versuch, die Neoklassik und insbesondere die Produktionsfunktion durch eine „surrogate production function“ zu retten, daran scheiterte, dass er die Paradoxa nicht hatte ausschließen können (Samuelson 1962). Andererseits hielt sie an der Kritik der Gelichgewichtstheorie fest, erweiterte sie sogar, indem sie forderte, dass man den historischen Prozess abzubilden habe, wenn man Relevantes über die Wirklichkeit aussagen wolle, während das Gleichgewicht nur in einer „logischen Zeit“ einen Sinn habe, wie sie das in *The Accumulation of Capital* festgehalten hatte, und dieses Argument wurde auch gegen Sraffa verwendet.

Aus den komplexen Kontroversen greife ich ihre Auseinandersetzung mit Garegnani heraus. Garegnani hatte in einem Aufsatz mit langer Vorgeschichte (*Garegnani* 1983) die kapitaltheoretische Kritik auf die keynesianische Investitionstheorie angewandt. Es ging darum zu zeigen, weshalb der Zins sich nicht so einstellt, dass über die zinselastische Investitionsfunktion Vollbeschäftigung erreicht wird. Keynes habe der Theorie der Neoklassik – der Zins bringt Sparen und Investieren ins Gleichgewicht – nur entgegengehalten, dass der Zins durch die Liquiditätspräferenz bestimmt werde; er hätte die Zinsabhängigkeit der Investitionen selbst kritisieren müssen, statt „nur“ eine positive Theorie des Zinses über die Liquiditätspräferenz einzuführen. Garegnani war also der Ansicht, die interne Kritik sei mindestens so wichtig wie die Bereitstellung einer theoretischen Alternative. In einem *Addendum* wird dies näher ausgeführt: „The conditions in which a fall of (Profitrate/Zinssatz – BS) results in a relative cheapening of the less capital-intensive productive processes do not seem to be any less plausible than those in which the opposite would be true.“ (*Garegnani* 1983, S. 65). Diese Vermutung unterhöhle die Grundlage, auf der die Erklärung der Verteilung durch Angebot und Nachfrage beruhe. Wenn die Erhöhung des Zinssatzes als Preises des Kapitals zu einer erhöhten Nachfrage nach Kapital von Seiten der Unternehmen führt, kann das

Gleichgewicht auf dem Kapitalmarkt nicht stabil sein. Das will Garegnani zeigen, indem er den in diesem Fall versagenden Gleichgewichtsprozess darstellt. Es sei also das physische Kapital, gemessen in den langfristigen Preisen bei einem gewählten Preisstandard, gegeben. Wenn nun – wir können hinzufügen, gemäß der Fragestellung, die schon Hayek und Keynes debattiert hatten – aus einem exogenen Anlass die Ersparnis zu- und der Konsum abnimmt, muss der Zinssatz gemäß der Theorie der Präferenzen fallen. Dies sollte zu einer vermehrten Kapitalnachfrage führen, durch die die gestiegene Ersparnis absorbiert wird, also auch die Beschäftigung steigt. Aber wenn der perverse Fall vorliegt, wird die Kapitalnachfrage mit dem fallenden Zinssatz selbst fallen, und die Wirtschaft entfernt sich nach der durch erhöhte Ersparnis ausgelösten Störung noch weiter vom Gleichgewicht, weil die Ersparnis zunimmt, aber die Kapitalnachfrage fällt. Garegnani bemerkt, dass auch der Arbeitsmarkt ins Ungleichgewicht geraten wird; aus der gestörten Vollbeschäftigung wird eine Krise. Wir interpretieren, das österreichische Argument gegen Keynes schien widerlegt, ohne die monetäre Theorie zu bemühen.

Statt den Gedankengang willkommen zu heißen, schrieb Joan Robinson in einem kurzen Kommentar zu Garegnani (Robinson 1983), Keynes habe die Gleichheit von Investition und Ersparnis unabhängig vom Zinssatz behauptet, weil die Investition die adäquate Ersparnis über die Wirkung der Ausgaben auf Produktion und Einkommen hervorrufe. Mit der Verlagerung des Beschäftigungsproblems in die lange Frist war sie nicht einverstanden, weil ihr die Anwendung der Theorie der Preise der langen Frist suspekt geworden war, was sie im gegebenen Kontext an der Problematik des Begriffs Profitrate festmachte. Sie schließt: „In Garegnani's conclusions the conception of the long period, in particular of the normal rate of profit on capital, is not easy to grasp. Does he mean what the rate of profit on capital will be in the future or what it has been in the past or does it float above historical time as a Platonic Idea?“ Sie lehnte es also ab, die Sraffa'sche Preistheorie mit Keynes zu verbinden. In seiner im Vergleich zu Joan Robinsons kurzer Intervention langen Antwort geht Garegnani auf die Gravitation der Preise bis zur Bildung einer normalen Profitrate ein und antwortet mit wirkungsvoller Rhetorik: „It is a pity that Joan Robinson's list of temporal locations has left out the present: Because it is in the ‚present‘ that the ‚normal‘ rate of profit has always been firmly located“ (Garegnani 1983, S. 76f.).

Man muss wohl feststellen, dass eine befriedigende Integration der keynesianischen Theorie mit der Erneuerung der klassischen Theorie durch Sraffa bis heute nicht gelungen ist, aber das mag daran liegen, dass die Kritik der Sraffa-Schule selbst einer Revision bedarf. Bei seinem Argument geht Garegnani davon aus, dass eine Erhöhung der Kapitalintensität ebenso plausibel sei wie eine Senkung, wenn der Zinssatz erhöht wird. Das ist zumindest nach meinen neueren Ergebnissen der kapitaltheoretischen Forschung nicht richtig; die ka-

pitaltheoretischen Paradoxa existieren zwar, doch sind sie selten und die Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens nimmt mit zunehmender Größe der Systeme ab. Joan Robinsons ging – unabhängig von dieser Antikritik – schließlich so weit, von der „unimportance of reswitching“ zu sprechen (Robinson 1979, S. 76–89) und beharrte auf ihrer Kritik des Gleichgewichts als dem entscheidenden Einwand gegen die Neoklassik. Ihr Glaube an ökonomische Theorie schwand dahin, wie Millmow (2003) es schildert. Ich meine dagegen, es müsse die Sraffa’sche Kritik nicht aufgegeben, sondern modifiziert werden, da sich herausgestellt hat, dass Reswitching und Reverse Capital Deepening kaum vorkommen (Schefold 2023b), aber die Substitutionsmöglichkeiten so begrenzt sind, dass die neoklassischen Stabilisierungsmechanismen durch Änderungen der Einkommensverteilung infrage gestellt werden (Schefold 2023b).

5. Lehrbücher und Nachwirkung

Wir haben Joan Robinsons großes Lehrbuch, verfasst mit John Eatwell, schon eingangs erwähnt und seinen nur mäßigen Erfolg vermerkt. Es gibt daneben andere, vielleicht geglücktere Versuche. Vermutlich sind Joan Robinsons *Exercises in Economic Analysis* (Robinson 1960) heute nur noch wenigen bekannt. Als Doktorand benutzte ich die immerhin sechste Auflage von 1971. Das Buch verkörpert die Vorstellung von ökonomischer Theoriebildung in Cambridge jener Zeit; es trainiert „Armchair Economics“. Gelehrt wird, wie man mit verbalen Modellen, gestützt auf höchstens ganz einfache Formeln mit klug ausgedachten graphischen Darstellungen an den großen Problemen der ökonomischen Theorie arbeiten kann. Einleitend wird ermahnt, sich zu überlegen, in welcher Zeitperiode – kurz, mittel, lang, säkular – die Fragestellung behandelt werden soll, welche Größen messbar sind, wie die Maße ausgedrückt werden können und wie, von den Dingen zu ihrem Zusammenhang übergehend, das unmittelbare Verhältnis des Menschen zur Natur von den gesellschaftlichen Bedingungen unterschieden werden kann. Erst wird die Produktion beschrieben, mit Land und Arbeit und unter dem Gesetz der fallenden Erträge, dann wird die Produktionsfunktion eingeführt und nach der Planung der Investitionen gefragt. Es folgen die effektive Nachfrage und die kapitalistische Entwicklung, internationaler Handel und schließlich ein Rückblick auf marshallianische Theorie. Die Probleme werden in einer nachvollziehbaren Folge aneinandergehängt, aber die Lösungen werden nur angedeutet und müssen, zweckmäßig in einer Gruppe von Studierenden, erarbeitet werden. Die Diagramme werden beschrieben, sie werden beim Lesen entwickelt, erscheinen aber nicht im Buch selbst. Hat man sich vertan und ist keine vernünftige Zeichnung zustande gekommen, muss man in anderen Lehrbüchern suchen, bis man das richtige findet.

Ich skizziere ein einziges Beispiel, das ich selbst einst lehrreich fand und mit dem ich glaube, über viele Jahre hinweg in den Vorlesungen einen gewissen didaktischen Erfolg erzielt zu haben. Es handelt sich um die Geschichte von den armen und den reichen Bauern. Joan Robinson stellt die Sache abstrakter dar, aber man kann etwa an die armen Indianer auf ihren Terrassen an den Berghängen Boliviens denken, die auf die reichen Ländereien im Tal und die Plantagenbesitzer europäischer Abkunft hinunterblicken. Bei Werner Sombart 1888 sind die reichen Länder in der römischen Campagna, bebaut von Pächtern des römischen Adels, und die armen Bauern betreiben Subsistenzwirtschaft an den Hängen des Apennin oder sie sind wandernde Hirten. In der abstrakten Darstellung sind das gute und das schlechte Land je durch eine linear-homogene Produktionsfunktion in Abhängigkeit von Land und Arbeit charakterisiert, und das bessere Land zeichnet sich durch ein höheres Maximum des Durchschnittsprodukts aus. Bei Joan Robinson heißt Subsistenzwirtschaft, dass die Familien der armen Bauern infolge des Bevölkerungsdrucks ihre kleinen Parzellen bis zum Äußersten ausschöpfen, gegeben einfachste Produktionsmittel, und das bedeutet, formal gesprochen, dass ihr Grenzprodukt null erreicht. Ihr zugehöriges Durchschnittsprodukt entspricht den Subsistenzbedürfnissen, also dem Reallohn im Sinne der klassischen Tradition oder dem notwendigen Lohn bei Karl Marx. Da der Bevölkerungsdruck groß ist, verdingen sich die armen Bauern bei den reichen als Lohnarbeiter; ihr Durchschnittsprodukt – gemessen wird die Produktion im als homogen angenommenen landwirtschaftlichen Erzeugnis, also in „Korn“ – wird damit zu den Kosten, die bei den reichen Bauern bei der Beschäftigung der armen Bauern pro Arbeitseinheit anfallen. Nun ist es natürlich optimal, arme Bauern einzustellen, bis das Grenzprodukt derselben auf dem besseren Land diesen Lohnkosten entspricht. Ist dies der Fall, wird dadurch das Beschäftigungsvolumen definiert. Das Gesamtprodukt auf dem besseren Land ist das zugehörige Durchschnittsprodukt multipliziert mit dem Beschäftigungsvolumen, und das Gesamtprodukt abzüglich der Löhne stellt die Rente der reichen Bauern dar, die, wenn sie groß genug ist, diesen ein arbeitsloses Einkommen ermöglicht.

Das Diagramm zu zeichnen sei im Sinne Joan Robinsons den Lesern überlassen. Ihr Ziel wäre damit erreicht. Es lehrt, die Begriffe von Grenz- und Durchschnittsprodukt zu unterscheiden, und zu erkennen, dass Optimierung nicht auf rein kapitalistische Verhältnisse beschränkt ist, dass also der Kurvenapparat auf gesellschaftliche Verhältnisse verschiedener Art angewendet werden kann. Über Jahrzehnte habe ich das didaktische Instrument in diesem Sinne benutzt. Heute möchte ich hinzufügen, was man von Sombart darüber hinaus lernen kann. Der römische Adel ist zu seiner Zeit – kurz nach der Eingang Italiens – noch so sehr von der Produktion abgehoben, dass er die Einstellung der Pächter nicht selbst organisiert, sondern dies reichen römischen

Bürgern überlässt, die einen erheblichen Gewinn aus der Vermittlung ziehen. Dazu muss die Ausbeutung der Armen einen hohen Grad erreichen. Die armen Bauern werden von anderen Mittelsmännern in den Bergen eingesammelt, die sie für eine ganze Erntesaison verpflichten, die dazu zum Unterhalt der zurückbleibenden Familien Vorschüsse zahlen und damit die armen Bauern in eine Art Schuldnechtschaft versetzen, denn der Lohn, den sie am Ende der Saison erhalten werden, ist zum größten Teil bereits verpfändet. Schuldnechtschaft kann aber auch bei den Pächtern in größerem Stil gegenüber den Eigentümern in der Stadt oder deren bürgerlichen Repräsentanten eintreten, wenn es ihnen in schlechten Jahren nicht gelingt, die Pacht zu erwirtschaften. So entstehen quasi-feudale Abhängigkeiten, obwohl der Feudalismus im Sinne der Leibeigenschaft längst abgeschafft ist. Solche Schuldverhältnisse mögen erklären, weshalb marxistische Ökonomen beim alten China zwischen der Hanperiode und dem 19. Jahrhundert von feudalen Verhältnissen sprachen, obwohl es Leibeigenschaft und Sklaverei kaum gab; moderne Ökonomen betonen, dass es sich um Marktverhältnisse handelte (*Long/Yi 2023*). Aber es gab – das Ausmaß ist strittig – Verschuldung und Schuldnechtschaft. Die alte chinesische Gesetzgebung spiegelt das Problem. Wer verschuldet ist, muss dem Gläubiger unbezahlte Dienste leisten, um nicht wegen der Rückstände in den Bankrott getrieben zu werden. Diese Abhängigkeit suchte man nicht zivil-, sondern strafrechtlich zu begrenzen. Schwere Sanktionen waren vorgesehen, wenn sich ein Wucherer an der Familie verging. Solche Gesetze gab es nur, weil sie zuweilen nötig waren (*Schefold 2023a*).

Es sind derartige historische und aktuelle Probleme der Wirtschaftsentwicklung, zu deren Behandlung Joan Robinson ertüchtigen wollte, aber es lag ihr fern, das Urteil vorwegzunehmen, ob im konkreten Fall die Rationalität der Marktverhältnisse überwog, ob Verträge nach fairen Regeln abgeschlossen und auch eingehalten wurden, oder ob Korruption endemisch war. Für die Chinesen ist dies heute keine rein akademische Frage, denn an ihrer Beantwortung hängt zu einem guten Teil die Legitimierung der Revolution durch die Partei.

Im Lehrbuch von Robinson und Eatwell wird in Diagramme zu Land und Arbeit beschreibend eingeführt wie in den *Exercises* – immerhin werden die graphischen Darstellungen nun nachgeschoben. Der Stil ist karg, zuweilen apodiktisch, und keinerlei l'art pour l'art scheint in der formalen Darstellung erlaubt. Beispielsweise gehört zur Behandlung der effektiven Nachfrage und des Keynesianismus die Darstellung sowohl des Multiplikators wie des Akzelerators, und natürlich können die beiden Prinzipien auch miteinander verbunden werden, aber dass wie in Samuelsons Modell verschiedene Schwingungstypen herauskommen, wird nicht weiter ausgestaltet. Das gilt entsprechend auch für Sraffa und die *Warenproduktion mittels Waren*. Wer in diesem Lehrbuch eine breite und tiefe Rezeption der Sraffa'schen Preistheorie erwar-

tet, vielleicht auf Anregungen zu ihrer Fortentwicklung hofft, wird enttäuscht. Das Modell wird nur in seiner Grundstruktur dargestellt, die Standardware wird erklärt, aber es gibt keine Hinzufügungen im Sinne der angewandten Theorie oder der Kritik des Kapitalbegriffs.

Dagegen nimmt Joan Robinson ihre alten Überlegungen zur Theorie der unvollkommenen Konkurrenz wieder auf und variiert und modernisiert sie didaktisch geschickt. Es wird dabei auch die Verbindung zur Theorie der effektiven Nachfrage hergestellt. Nach dem Vollkostenprinzip gibt es bei unvollkommener Konkurrenz häufig eine stabile Marge, die auf die direkten Kosten aufgeschlagen wird, durch die fixe Kosten, Amortisation und Normalgewinn berücksichtigt werden; es schwanken die Mengen eher als die Preise. Beim Monopol gilt die Cournot'sche Lösung nur als Referenzfall. Nur selten wagen es die Monopolisten, sie zu realisieren und den Preis so stark anzuheben, dass die Preiselastizität über eins steigt, wie des Cournots Lösung impliziert. Der „faule“ Monopolist, wie das Lehrbuch sich ausdrückt, verschafft sich bei einem niedrigeren als dem theoretisch optimalen Preis einen Spielraum, um sich nicht öffentlicher Kritik und der Gefahr eines Markteintritts möglicher Rivalen auszusetzen. Die traditionelle Gleichsetzung von Grenzerlös und Grenzkosten wird relativiert.

Ein anderer Aspekt des Lehrbuchs, den ich als positiv empfand, als es neu war, bestand in der nüchternen Auseinandersetzung mit den Funktionsproblemen der Planwirtschaften jener Jahre. Mit den Lehrbüchern der politischen Ökonomie aus der Sowjetunion, verdünnt reproduziert an den Universitäten der DDR, war nichts anzufangen. Die pauschalen Urteile über die Ineffizienz der Planwirtschaft, die von westlicher Seite dem entgegengesetzt wurden, halfen auch nicht, das wirkliche Geschehen zu erfassen, und die Schriften osteuropäischer Reformökonomien waren nur schwer zu verstehen, wenn man mit der Wirtschaftspraxis im Osten nicht vertraut war. *Kornai* (1979) gelang es schließlich, die Struktur der Wirtschaft und die Methoden der Planung mit ihren charakteristischen Mängeln, der Überinvestition bei der Kapitalausstattung der Industrien und der Schlangenbildung bei der Konsumgüternachfrage, überzeugend darzustellen. In Cambridge forschte damals Michael Ellman, der die Wirtschaftsentwicklung der Sowjetunion genau verfolgte (*Ellman* 1971). Vor diesem Hintergrund bot das Lehrbuch eine verständliche Einführung in den Problemkomplex, die heute den Jüngeren helfen könnte, einen Überblick über die wirtschaftlichen Konstellationen jener Jahre zu gewinnen und von daher die unterschiedlichen Wege zu verstehen, die in Russland und Osteuropa nach der Wende, etwas früher in China mit den Reformen Dengs, eingeschlagen wurden.

Die Hoffnungen, die Joan Robinson mit der Kulturrevolution verband, fanden auch ihre eher links stehenden Anhänger zumindest wunderlich. Sie sind

in das Lehrbuch nicht eingegangen. Die künftige Entwicklung wird als offen behandelt. Dass die Chinesen Anfang der 70er Jahre bereits eine andere Strategie verfolgten als die Sowjetunion, wird allerdings ausgesprochen. Der kritische Begriff, den Robinson hier verwendet, ist der des politischen Bewusstseins. Durch dieses, also durch den Willen, zum Sozialismus zu gelangen, zeichne sich China aus; man wisse allerdings nicht, wie lange es sich halten werde.

Ich spreche in diesen Zusammenhängen von Joan Robinson als der Autorin des Lehrbuchs, weil ihre Überzeugungen schon aufgrund ihres viel höheren Alters und Erfahrung gegenüber John Eatwell von größerem Gewicht waren. Er stellte sich in der kapitaltheoretischen Debatte, wie wir sahen, nach Verwendung des Lehrbuchs auf die Seite Garegnanis, und politisch hielt er sich damals stärker zurück. Wie Joan Robinson sich persönlich engagierte, ging aus Gesprächen hervor; ich will an eine Gesprächssituation erinnern. Auf die Frage nach dem politischen Bewusstsein der Chinesen erzählte sie von einer Konfrontation streitender Arbeiter und des Militärs, deren Zeugin sie gewesen sei. Das Militär wollte die Arbeiter zurückdrängen, diese aber seien weder davongelaufen, noch hätten sie zu Steinen gegriffen, sondern sie hätten einen Block gebildet und immer wieder im Chor auf chinesisch gerufen, was Joan Robinson als „Use reason, not force!“ wiedergab. Da sei der Andrang des Militärs zusammengebrochen. „It just collapsed!“, verkündete sie, mochte der Besucher es glauben oder nicht.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie Joan Robinson die Umstände jener Episode beschrieb, aber ich erinnere mich an die zitierten Worte, und nur diese sind mir hier wichtig, weil es hier ja nicht um Einzelheiten der Kulturrevolution geht, sondern um Joan Robinsons Haltung. Ihr moralischer Rigorismus tritt deutlich genug in ihren kleineren Schriften hervor, die wir nicht alle behandeln können. In ihnen geht es um Entwicklungsprobleme oder um methodische Fragen, in ihrer radikaleren Form um die Wahrhaftigkeit, mit der Ökonomen, die ihnen fasslichen wirtschaftlichen Einsichten vertreten sollen. Eine Schrift stehe dazu für mehrere: ihr Buch über *Economic Philosophy*. Es beruhte ursprünglich auf einer Vorlesungsreihe aus dem Jahre 1959, als Buch veröffentlicht 1962; es wurde häufig wieder aufgelegt.

Sie beginnt mit Moral und Wissenschaft. Von Freud haben wir gelernt, wie wir unsere Neigungen rationalisieren, von Marx, wie unsere Idee Ideologien entspringen, aber sie betreibt weder Psychoanalyse, noch folgt sie der Methode, die Marx als die eigentlich materialistische bezeichnete, nämlich die Ideologien, den „falschen Schein“, aus den materiellen Gegebenheiten abzuleiten. Vielmehr stellt sie „Wissenschaft“ und „Metaphysik“ einander diametrisch gegenüber, wobei ihr Begriff von Wissenschaft nicht etwa an Marx und die Dialektik, sondern an Popper und die Falsifikationsmethode anknüpft.

Demgegenüber ist es „the hallmark of a metaphysical proposition [...] that it is not capable of being tested“ (*Robinson* 1974 [1962], S. 8). Aber metaphysische Aussagen sind nicht ohne Inhalt, ein Beispiel: „Alle Menschen sind gleich“. Was soll diese Gleichheit verschiedener Personen heißen? Und doch ist der Satz eine programmatiche Aussage gegen Ungleichheit. Metaphysische Sätze sind unentbehrlich in der Welt des Handelns, in der Gesellschaft. Metaphysische Aussagen habe nicht nur ihre politische Bedeutung, sondern können auch zu wissenschaftlichen Fragen führen, in denen beispielsweise genauere Begriffe von „Gleichheit“ untersucht werden. Hängen Begabungen mit Geschlecht oder Rasse zusammen? Welche Fähigkeiten sind angeboren?

Auch die Moral: Sie ist biologisch notwendig, denn ohne Egoismus kann das einzelne Gattungswesen nicht überleben, aber wenn es nur den Eigennutz gäbe, wäre gesellschaftliches Leben nicht möglich. Ist die Moral mit dem Smith'schen Begriff der Sympathie begründbar? Nur teilweise. Bedarf sie einer religiösen Verankerung? Wenn es Gott nicht gibt, ist keineswegs alles erlaubt. Wir haben aber unser Pflichtgefühl, beispielsweise beweisen wir es bei Abstimmungen, an denen wir teilnehmen, obwohl es auf die einzelne Stimme nicht ankommt. „The upshot of the argument is that moral feelings are not derived from theology or from reason. They are a separate part of our equipment, like our ability to learn to talk“ (*Robinson* 1974 [1962], S. 16).

Von daher nimmt sie die traditionellen Debatten der Ökonomen auf, insbesondere die Auseinandersetzung zwischen Smith und Mandeville und meint, dass es ohne das Eigeninteresse, ja ohne die Geldgier nicht gehe, und sie meint dabei durchaus die moderne Gesellschaft, in der es auf das Funktionieren einer bürgerlichen Moral ankommt. Der Geschäftssinn ist legitim und notwendig, aber er wird nur wenig bewundert; den Ökonomen fällt die Aufgabe zu, die bürgerliche Moral zu verteidigen.

Aber es gelingt den Ökonomen nur unzureichend, ihr System wissenschaftlich auszubauen und von metaphysischen Bestandteilen zu befreien. Ihre Schwierigkeit: „Lacking the experimental method, economists are not strictly enough compelled to reduce metaphysical concepts to falsifiable terms and cannot compel each other to agree as to what has been falsified. So, economics limps along with one foot in untested hypotheses and the other in untestable slogans.“ (*Robinson* 1974 [1962], S. 28).

Mit diesem Schema ist es Joan Robinson gelungen, ihre Position als Wissenschaftlerin und handelnde Person zu definieren. Die philosophische Tradition hat sie sehr selektiv und pragmatisch in sich aufgenommen und so umformuliert, dass ihr eine Begründung ihrer doppelten Rolle gelingt: als kritische Wissenschaftlerin, die sich trotz ihrer grundsätzlichen Skepsis gegenüber metaphysischen Postulaten und trotz ihrer Zweifel an der Reichweite der Analyse die moralische und politische Stellungnahme zur Aufgabe macht.

Im Buch durchmustert sie dann die Geschichte der ökonomischen Lehrmeinungen und prüft, was Geltung beanspruchen kann und wer sich ehrlich mit den Problemen auseinandergesetzt hat. Dabei spielen, wie zu erwarten, der Gegensatz zwischen Klassik und Neoklassik, die Gegensätze zwischen verschiedenen neoklassischen Strömungen und schließlich die Entstehung keynesianischer Doktrinen die Hauptrollen. Am Ende scheint die Skepsis zu überwiegen. „Perhaps all this seems negative and destructive.“ (Robinson 1974 [1962], S. 136). Es gehe jedoch nicht anders. „The moral problem is a conflict that can never be resolved. Social life will always present mankind with a choice of evils.“ (Robinson 1974 [1962], S. 137). Auch die Entwicklungstheorie spielt hier eine Rolle. Sie fragte bereits, wie heute die California School, was der besondere Grund für die westeuropäische kapitalistische Entwicklung gewesen sei, und sucht ihn darin, dass sich Westeuropa am Rand geschlossener Kulturen befunde habe, sodass mehr Spielraum bestand, neue Techniken zu erproben, durch die gegebene gesellschaftliche Strukturen aufgebrochen wurden. Darin bestand das historische Verdienst des Kapitalismus. „As we see nowadays in south-east Asia or in the Caribbean, the misery of being exploited by capitalists is nothing compared to the misery of not being exploited at all.“ (Robinson 1974 [1962], S. 46).

Ich habe hier versucht, Joan Robinson darzustellen, wie sie mir als Wissenschaftlerin und Charakter erschien und hoffe gezeigt zu haben, dass sich das-selbe Bild aus ihren Schriften ergibt, dass es ihr also gelang, sich in ihrem Werk zu verwirklichen, und zwar in solchem Grade, dass man noch nach Generationen daran nicht so leicht wird vorbeigehen können.

Literatur

- Alves, Carolina: Joan Robinson on Karl Marx: „His Sense of Reality is Far Stronger“, in: Journal of Economic Perspectives, 2022, S. 247–264.*
- Aslanbeigui, Nahid/Oakes, Guy: The Provocative Joan Robinson. The Making of a Cambridge Economist, 2009 (Durham/London: Duke University Press).*
- Böhm-Bawerk, Eugen von: Zum Abschluss des en Systems, in: Otto von Boenigk (Hrsg.), Festgaben für Karl Knies, 1896 (Berlin: Haering).*
- Dardi, Marco: Rezension zu Aslanbeigui und Oakes, in: History of Economic Ideas, 2011, S. 202–204.*
- Eatwell, John: Theory of Value, Output and Employment, in: Eatwell/Milgate 1983, S. 93–128.*
- Eatwell, John/Milgate, Murray: Keynes' Economics and the Theory of Value and Distribution, 1983 (London: Duckworth).*
- Ellman, Michael: Soviet Planning Today, 1971 (Cambridge: Cambridge University Press).*

- Garegnani*, Pierangelo: Notes on Consumption, Investment and Effective Demand, in: Eatwell/Milgate 1983, S. 21–69.
- Harcourt*, Geoffrey C.: Joan Robinson 1903–1983 (Obituary), in: The Economic Journal, 1995, S. 1228–1243.
- Harcourt*, Geoffrey C./*Kerr*, Prue: Joan Robinson, 2009 (London: Macmillan).
- Harrod*, Roy F.: Towards a Dynamic Economics, 1948 (London: Macmillan).
- Hayek*, Friedrich A.: Reflections on the Pure Theory of Money of Mr. J. M. Keynes, in: *Economica*, 1931a, S. 270–295.
- Hayek*, Friedrich A.: A Rejoinder to Mr. Keynes, in: *Economica*, 1931b, S. 298–403.
- Hayek*, Friedrich A.: Reflections on the Pure Theory of Money of Mr. J. M. Keynes, Part II, *Economica*, 1932, S. 22–44.
- Kahn*, Richard F.: Malinvaud on Keynes, in: Eatwell/Milgate 1983, S. 214–228.
- Kaldor*, Nicholas: Alternative Theories of Distribution, in: The Review of Economic Studies, Vol. 23.2, 1955, S. 83–100.
- Kersting*, Götz/*Schefold*, Bertram: Best Techniques Leave Little Room for Substitution. A New Critique of the Production Function, in: Structural Change and Economic Dynamics, Vol. 58, 2021, S. 509–533.
- Keynes*, John Maynard: The Pure Theory of Money. A Reply to Mr. Hayek, in: *Economica*, 1931, S. 387–397.
- Keynes*, John Maynard: The Collected Writings, Vol. VII, The General Theory of Employment, Interest and Money, 1973 (London: Macmillan).
- Kornai*, Janos: Resource-Constrained vs. Demand-Constrained Systems, in: *Econometrica*, 1979, S. 801–819.
- Long*, Denggao/*Yi*, Wei: Chinese Civil Society and Spontaneous Order, 2023 (Montreal: Royal Collins).
- Malinvaud*, Edmond: The Theory of Unemployment Reconsidered, 1979, Yrjö Jahnsen Foundation (Oxford: Basil Blackwell).
- Marcuzzo*, Maria Cristina: Rezension zu Aslanbeigui und Oakes 2009, in: Journal of Economic Literature, 2010, S. 456–460.
- Marx*, Karl: Ökonomische Manuskripte 1863–1867. Text Teil 2, 1992 (Berlin: Dietz). MEGA², II.4.2.
- Millmow*, Alex: Joan Robinson's Disillusion with Economics, in: Review of Political Economy, 2003, S. 561–574.
- Pasinetti*, Luigi L.: Rate of Profit and Income Distribution in Relation to the Rate of Economic Growth, in: Review of Economic Studies, 1961–62, S. 267–279.
- Pasinetti*, Luigi L.: Robinson, Joan Violet, in: The New Palgrave: A Dictionary of Economics, Vol. 4, 1987, S. 212–217.
- Ricardo*, David: The Works and Correspondences of David Ricardo, edited by Piero Sraffa with the collaboration of M. H. Dobb, Vol. I, 1951 (Cambridge: Cambridge University Press).

- Robinson, Joan:* A Parable on Saving and Investment, in: *Economica* (1933b), S. 75–84.
- Robinson, Joan:* Exercises in Economic Analysis, 1960 (London: Macmillan).
- Robinson, Joan:* An Essay on Marxian Economics, 1966 [1942] (London: Macmillan).
- Robinson, Joan:* The Theory of Economic Growth 1968 [1962] (London: Macmillan).
- Robinson, Joan:* The Economics of Imperfect Competition. Second Edition 1969 [1933a] (London: Macmillan).
- Robinson, Joan:* The Accumulation of Capital, Third Edition, 1969 [1956] (London: Macmillan).
- Robinson, Joan:* Introduction to the Theory of Employment, 1973 [1937] (London: Macmillan).
- Robinson, Joan:* Economic Philosophy, 1974 [1962] (Harmondsworth: Pelican).
- Robinson, Joan:* Collected Economic Papers, Vol. V, 1979 (Oxford: Basil Blackwell).
- Robinson, Joan:* History versus Equilibrium, in: Robinson 1979, S. 48–58.
- Robinson, Joan:* The Unimportance of Reswitching, in: Robinson 1979, S. 76–89.
- Robinson, Joan:* Garegnani on Effective Demand, in: Eatwell/Milgate 1983, S. 70–71.
- Robinson, Joan/Eatwell, John:* An Introduction to Modern Economics, 1973 (London: McGraw-Hill).
- Samuelson, Paul A.:* Parable and Realism in Capital Theory: the Surrogate Production Function, in: *The Review of Economic Studies*, Vol. 29.3, 1962, S. 193–206.
- Schefold, Bertram:* The General Theory for a Totalitarian State? A note on Keynes' preface to the German edition of 1936, in: *Cambridge Journal of Economics*, 1980, S. 175–176.
- Schefold, Bertram:* Nachfrage und Zufuhr in der klassischen Ökonomie, in: Fritz Neumark (Hrsg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie I*, Schriften des Vereins für Socialpolitik, Neue Folge Bd. 115/I, 1981, S. 53–91 (Berlin: Duncker & Humblot).
- Schefold, Bertram:* Kahn on Malinvaud, in: Eatwell/Milgate 1983, S. 229–246.
- Schefold, Bertram:* Piero Sraffa 1898–1983 (Obituary), in: *The Economic Journal*, 1996, S. 1314–1325.
- Schefold, Bertram:* The Relation between the Rate of Profit and the Rate of Interest. A Reassessment after the Publication of Marx' Manuscript of the Third Volume of *Das Kapital*, in: Riccardo Bellofiore (Hrsg.), *Marxian Economics: A Reappraisal. Essays on Volume III of Capital. Vol. I: Method, Value and Money*, 1998, S. 127–144 (London: Macmillan).
- Schefold, Bertram:* Profits Equal Surplus Value on Average and the Significance of This Result for the Marxian Theory of Accumulation: Being a New Contribution to Engels' Prize Essay Competition, based on random matrices and on manuscripts recently published in the MEGA for the first time, in: *Cambridge Journal of Economics*, Vol. 40(1), 2016, S. 165–199.

Schefold, Bertram: Marx und Keynes: Ist die Werttheorie notwendig, entbehrlich oder gar schädlich?, in: Harald Hagemann/Jürgen Kromphardt/Bedia Sahin (Hrsg.), Arbeit und Beschäftigung – Keynes und Marx, 2016, S. 189–234 (Marburg: Metropolis).

Schefold, Bertram: Wie Gottfried Leibniz trotz Zinseszinsverbot die Barwertformel begründete, in: Andreas Dutzi/Marius F. Gros/Karsten Nowak/Bernd Röse (Hrsg.), Corporate Governance, Rechenschaft und Abschlussprüfung. Festschrift für Hans-Joachim Böcking zum 65. Geburtstag, 2021, S. 801–811 (München: C. H. Beck).

Schefold, Bertram: Land and Credit in the History of Economic Thought. Traditional China and Premodern Europe, in: Sven Günther (Hrsg.), Modern Economics and the Ancient World, 2023a, S. 317–336 (Münster: Zaphon).

Schefold, Bertram: The Rarity of Reswitching Explained, in: Structural Change and Economic Dynamics, Vol. 67, 2023b, S. 128–150.

Sen, Amartya: Home in the World. A Memoir, 2022 (London: Penguin).

Sombart, Werner: Die römische Campagna. Eine sozialökonomische Studie, 1888 (Leipzig: Duncker & Humblot).

Sraffa, Piero: Lettere editoriali (1947–1975). A cura di Tommaso Munari, 2017 (Torino: Einaudi).

Tahir, Pervez: Joan Robinson in Princely India, 2022 (London: Macmillan).

Waterman, A. M. C.: Joan Robinson as a Teacher, in: Reviewing of Political Economy, 2003, S. 589–596.

Weber, Isabella M.: How China Escaped Shock Therapy. The Market Reform Debate, 2021 (Abingdon: Routledge).